

Spiritualität konkret 2020



ZENTRUM MARIA WARD



EXERZITIEN-/TAGUNGSHAUS
SPIRITUALITÄT – ANGEBOTE
FORUM IGNATIANUM
GEDENKSTÄTTE MARIA WARD

Ein Wort zuvor



Liebe Freunde und Freundinnen
der Congregatio Jesu,

Sie halten die achte Ausgabe von *Spiritualität konkret* in den Händen. Auch dieses Mal ist dieses Heft wieder randvoll mit Erfahrungen, Reflexionen und Betrachtungen, die unserem Tun und Beten entsprungen sind und die im vergangenen Jahr an verschiedenen Stellen als Artikel publiziert oder vor Publikum zu Gehör gebracht wurden.

Der Blick auf die Realität unserer Welt, unserer Gemeinschaft und auch unseres Alltags ist ein Spezifikum unserer Spiritualität. Gott suchen und finden in allen Dingen war für Ignatius von Loyola existenziell. Der Tagesrückblick gehörte für ihn daher zu den wichtigsten 15 Minuten des Tages. Hinschauen, ehrlich, offen und liebevoll wahrnehmen was ist, sich davon anrühren und in den Dienst nehmen lassen, das prägt unsere Ordensgeschichte, unseren Alltag und auch viele der hier abgedruckten Texte.

In einer Welt und Gesellschaft, die immer komplexer und zerbrechlicher wird, kann uns das Ausrichten auf Jesus und das immer wieder neue Festmachen in Ihm stärken, uns der Realität zu stellen und nicht daran zu verzweifeln. Das Erinnern daran, dass Gott unseren Alltag mit uns lebt, kann uns ermutigen, täglich und in Treue unseren Teil zum Reich Gottes beizutragen, im Wissen, dass er das Wesentliche durch uns und in uns wirkt.

Mögen diese Texte uns immer wieder neu dazu inspirieren.

Seien Sie herzlich begrüßt und bleiben Sie behütet.

Sr. Helena Erler CF

Helena Erler Cf

Im Auftrag für ZENTRUM MARIA WARD

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 04 ...sei es auch zu Gläubigen
Sr. Hililtrud Wendorff Cf
- 14 Alles im Griff?
Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 17 Ich empfangе immer...
Sr. Ursula Dirmeier Cf
- 22 Was Jesus mit der Europawahl zu tun hat
Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 25 Eine Frau aus Kanaan und Mary Ward
Sr. Beate Neuberth Cf
- 32 Der unbequeme Gott
Sr. Cosima Kiesner Cf
- 34 „Ecce Homo“ –
Die Große Erzählung vom Leiden und Tod Jesu
Sr. Inga Kramp Cf
- 44 Bei euch soll es nicht so sein
Sr. Cosima Kiesner Cf
- 46 Gott ist parteiisch! Aber für wen?
Sr. Magdalena Winghofer Cf

- 49 Jesus ruft die Scham vom Baum
Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 51 Wie von Gott reden – im Gefängnis?
Sr. Helena Erler Cf
- 55 Impuls
Sr. Johanna Schulenburg Cf
- 56 Der Christus von Kottingwörth
Sr. Barbara Kusche Cf
- 60 Asche – Glut – Feuer
Sr. Beate Neuberth Cf
- 63 Den Lichtspuren in meinem Leben nachgehen
Sr. Christa Huber Cf
- 65 Unsere Autorinnen
- 67 Ein Wort zum Abschluss
- 69 Impressum

... sei es auch zu Gläubigen

Das Missionarische in der Spiritualität der Congregatio Jesu

Von Sr. Hililtrud Wendorff Cj, Nürnberg

Erschienen in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, Heft 103 (2019/3–4)

Die „religiöse Landschaft“ und darin Rolle und Ort der Kirche, ihr Selbstbild – das ist seit jeher Veränderungen unterworfen gewesen, scheint aber seit etwa Mitte des 20. Jahrhunderts in besonderer Weise Transformationsprozessen ausgesetzt zu sein. Die Idee von christlicher „Mission“ ist davon in erst anfänglich sich klärender Weise betroffen. Auf zwei unterschiedliche Arten stehen Ordensgemeinschaften vor dieser Herausforderung. Haben sie sich in ihrer Gründung einem bestimmten, definierten Anliegen verschrieben, kann es sein, dass sich dieses als „erledigt“ erweist oder die Bedingungen neue Wege erfordern, z.B. wenn postkoloniale Perspektiven Afrikamission sich neu zu erfinden zwingen. Je weniger „festgeschrieben“ das Ziel einer missionarischen Gemeinschaft ist, umso weniger geht es nur um neue Bedingungen. Stattdessen liegt die Herausforderung darin, den Kern der Mission neu zu fassen, im Gespür der vielzitierten „Zeichen der Zeit“.

Zu der zweiten Art von Gemeinschaften gehört gemäß ihrer vollständig flexibel gehaltenen „Festschreibung“ in den Konstitutionen die Congregatio Jesu. Ihre missionarische Ausrichtung befindet sich seit dem ersten Tag ihres Bestehens in Bewegung. Mehr als drei Jahrhunderte lang wurde die Congregatio Jesu unter verschiedenen Bezeichnungen (in Deutschland vor allem: Englische Fräulein, Maria-Ward-Schwestern) zwar in erster Linie als Schwesternorden wahrgenommen, gemäß ihrer faktischen Tätigkeit. Und Bildung, insbesondere Mädchenbildung, gehört bis heute zu den wichtigsten Aufgaben, denen sich die Gemeinschaft verpflichtet

weiß. Ein Blick in ihre Geschichte zeigt jedoch das Ringen um ihre missionarische Identität. Weil dabei die besondere Art des Suchens so entscheidend und letztlich das einzige „Festgeschriebene“ ist, bleibt als Orientierung die erste Suche – die der Mary Ward, der Gründerin.

Von der monastischen zur missionarischen Spiritualität – Der Berufungsweg Mary Wards

Mary Ward (1585–1645) wuchs in England in einer Zeit schwerer Katholikenverfolgung auf. In ihrem Elternhaus und bei Verwandten erlebte sie Untergrundkirche, die maßgeblich von Jesuiten geprägt war.

Als sie sich ihrer Berufung zum Ordensleben bewusst wurde, wollte sie in den strengsten Orden, den sie finden konnte, weil sie das gut tun wollte, was ihr als Ordensfrau erlaubt war, nämlich das eigene Leben zu heiligen. *„Ich liebte den Ordensstand im allgemeinen; doch fühlte ich keine Vorliebe für einen bestimmten Orden. Nur hatte ich mich innerlich entschlossen, den strengsten und abgeschlossensten zu wählen; denn ich dachte und sprach es auch wiederholt aus, dass ich aus Verpflichtung das tun möchte, was ich vorhatte, da ja die Frauen nur sich selbst Gutes tun könnten; diese Einschränkung empfand ich damals sehr stark.“*

Mit 21 Jahren verließ sie gegen den Widerstand ihrer Familie England, wo es zu diesem Zeitpunkt keine Klöster mehr gab, und trat im heute belgischen St. Omer bei den Klarissinnen ein. Ein kluger Visitor erkannte, dass die junge Frau hier als Bettelschwester am falschen Ort war. Mary verließ nach einem Jahr den Orden und gründete einen Klarissinnenkonvent für Engländerinnen, wo sie das Leben einer echten Chorschwester hätte leben können, und wähnte sich am Ziel. Doch 1608 erfuhr sie in einer Vision, dass sie noch *„zu etwas anderem“* berufen sei. Was dies sein sollte, blieb ihr zunächst verborgen. Sie verließ erneut den Orden und kehrte *„nach*

England zurück, um dort einige Monate für andere zu arbeiten“. Dort unterstützte sie im Untergrund die seelsorgliche Arbeit katholischer Priester. Eine weitere Vision (1609) zeigte ihr den nächsten Schritt. Sie schreibt: „... ich erkannte klar und mit unsagbarer Sicherheit, dass ich nicht zur Karmelitin, sondern für etwas anders bestimmt sei, was der Ehre Gottes ungleich mehr dienen würde als mein Eintritt in jenen Orden.“ Hier klingen das ignatianische „mehr“ (*magis*) und „zur größeren Ehre Gottes“ (*ad maiorem Dei gloriam*) erstmals an.

Ende 1609 setzte sie wieder über in die bereits vertraute Bischofsstadt St. Omer, diesmal in Begleitung von fünf gleichgesinnten Gefährtinnen, zwei weitere folgten wenige Monate später. Die jungen Frauen gehörten – wie Mary selbst – dem gut vernetzten katholischen Landadel von England an. Sie gründeten eine Schule zunächst für Mädchen englischer Emigranten, bald aber auch für die Mädchen aus der Stadt. Sie lebten, unterstützt vom Bischof, klostergemeinschaftsähnlich zusammen – weiter auf der Suche nach der von Gott für sie gewollten Lebensform.

Unumstößliche Klarheit, wenn auch in höchst spannungsgeladener Formulierung, wurde Mary Ward in einer dritten Vision 1611 geschenkt, in der sie die Worte vernahm: „Nimm das Gleiche von der Gesellschaft. Pater General wird es nie erlauben. Geh zu ihm.“ Das bedeutete nichts geringeres, als die Konstitutionen und die Lebensform der Gesellschaft Jesu in einer für Frauen möglichen Weise zu übernehmen. Mary Ward wurde bewusst, dass ihr Platz, der Platz ihres Instituts, nicht ein Kloster, sondern mitten in der offenen Welt ist.

In einem Brief führte sie später aus, wie sie den Auftrag Gottes verstanden hatte: „Nimm das Gleiche von der Gesellschaft. So verstanden, dass wir das Gleiche nehmen sollten dem Inhalt wie der Art und Weise nach, einzig das ausgenommen was Gott durch die Verschiedenheit des Geschlechtes verboten hatte. Diese wenigen Worte gaben so viel Licht über dieses Institut, sie verliehen Trost und Kraft und verwandelten die Seele derart, dass ich un-

möglich daran zweifeln konnte, sie kämen nicht von dem, dessen Worte Taten sind.“

Missionarische Spiritualität nach Plänen – Mary Ward als Institutsgründerin

Sehr bald nach dieser herausfordernden Vision entstanden erste Institutspläne. Drei sind uns erhalten. Die ersten beiden lassen den Einfluss ihres eher vorsichtigen und diplomatischen Beichtvaters und Beraters P. Roger Lee SJ erkennen, der nicht zu viel Neues auf einmal empfahl, der dritte ist von dieser Vorsicht nicht mehr einschränkend gezeichnet.

Im 1611/12 entstandenen ersten Plan, der vermutlich dem Bischof von St. Omer zur Bestätigung vorgelegt wurde, ist als Ziel die Vervollkommnung des eigenen Lebens in der Hingabe an Gott und gleichzeitig das Mühen um das Heil der anderen – vor allem der verfolgten Kirche in England – durch christliche Erziehung genannt. Die charakteristischen Züge einer ignatianischen Gründung sind noch wenig erkennbar.

Die „Ratio Instituti“ von 1615, der zweite Plan, nennt als missionarische Aktivitäten des zu gründenden Ordens nicht mehr ausschließlich die Mädchenerziehung, sondern öffnet das Spektrum hin auf „*jede beliebige andere Weise, in der wir, wie zu der entsprechenden Zeit feststeht oder geurteilt wird, durch unsere Anstrengungen etwas beitragen können zum größeren Dienst für Gott und zur Ausbreitung unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, wo auch immer*“. Um das zu ermöglichen wurde die Befreiung von der Jurisdiktion des Ortsordinarius oder eines Ordensmannes sowie von der Klausur – beides war für Frauenorden der damaligen Zeit vorgeschrieben – erbeten. Dieser Plan wurde zusammen mit einem Empfehlungsschreiben des Bischofs von St. Omer nach Rom geschickt, mit der Bitte um Bestätigung des Instituts. Diese wurde in Aussicht gestellt, blieb aber aus.

Noch deutlicher wird die missionarische Dimension des zu gründenden Ordens im dritten Plan „Institutum“ von 1621. In ihm erhielt die Gründung Mary Wards ihre ganz spezifische Ausrichtung, indem er „das Gleiche“, das sie in der Vision von 1611 als Wille Gottes erkannt hatte, konkretisierte. Der Text übernimmt in weiten Teilen wörtlich die „Formula Instituti“, die Ignatius von Loyola als erste Regel zur päpstlichen Bestätigung vorlegte, ehe er die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu ausarbeitete. Der dritte Plan schreibt der Gründung vor, *„dass sie sich als nützlich erweist zur Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens und zum Fortschritt der Seelen im Leben und in der christlichen Lehre“*, und zwar – hier geht der Text unter dem Eindruck der Situation in England noch weiter als die „Formula Instituti“ – *„indem sie hilft, dass sie von Häresie und schlechtem Lebenswandel zu Glauben und zur Frömmigkeit und zum besonderen Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl zurückgeführt werden, indem sie das Volk zu öffentlichen Predigten, Vorträgen, anderem Dienst am Wort Gottes und Geistlichen Übungen, die Mädchen und das einfache Volk zur Unterrichtung im Christentum versammelt und darauf vorbereitet, indem sie den Katechismus und den ehrfürchtigen Gebrauch heiliger Dinge lehrt und jenen die Erziehung in Schulen und Internaten gibt, die für das allgemeine Wohl der Kirche und für ihr einzelnes, persönliches am geeignetsten zu sein scheint, [...] indem sie ferner zum geistlichen Trost der Christgläubigen solche zur Beichte und zu anderen Sakramenten heranzuführt und darauf vorbereitet und dafür sorgt, dass Prediger und geistliche Väter in Dörfer und abgelegene Orte gesandt werden, indem sie sodann Frauen, deren Leben verdorben ist, ausfindig macht und sie darauf vorbereitet, durch die Sakramente Gnade zu empfangen [...] und nicht weniger bei der Versöhnung derer, die sich von der Kirche entfernt haben, und bei der frommen Unterstützung und dem Dienst für die Gefangenen oder Kranken und bei den übrigen Werken der Liebe, je nachdem es zur Ehre Gottes und zum gemeinsamen Wohl dienlich erscheint.“*

Um die weitreichende Vision weiblicher pastoraler Tätigkeit realisieren zu können, wollte Mary Ward, genau wie bei den Jesuiten, eine zentrale Leitung durch eine Generaloberin und die

Abhängigkeit ihrer Gemeinschaft allein vom Papst, dem sich die Mitglieder auch durch ein spezielles Gelübde in Bezug auf die Sendungen verpflichten sollen: *„...Und seine kluge Liebe wird darüber urteilen, was förderlich ist, sei es, dass er meint, uns zu den Türken oder zu welchen anderen Ungläubigen auch immer, auch in die Gegenden, die man Indien nennt, sei es zu irgendwelchen Häretikern, Schismatikern, sei es auch zu Gläubigen zu schicken.“*

Zweimal ging Mary Ward 1621 und 1629 selbst nach Rom, um ihren Plan persönlich dem Papst zur Genehmigung vorzulegen. Paul V. starb, bevor sie in Rom eintraf. Urban VIII. verhielt sich zunächst uneindeutig, verbot aber mit der sehr scharf formulierten Bulle *Pastoralis Romani Pontificis* vom 13. Januar 1631 das zur Gründung beantragte Institut.

Der tiefste Grund für das Verbot war die zeitbedingte Unvorstellbarkeit genau jener missionarischen Tätigkeit von Ordensfrauen, um derentwillen sich Mary Ward weigerte, die Klausur, die auf dem Konzil von Trient für Frauenorden gerade verschärft verbindlich gemacht worden war, in ihre Lebensregel aufzunehmen. Von daher ist verständlich, dass die römischen Behörden monierten, die *„sogenannten Jesuitinnen“* hätten sich angewöhnt, *„durch keine Klausurgesetze gebunden nach Belieben herumzuwandern, und unter dem Anschein, das Seelenheil zu fördern viele Arbeiten in Angriff zu nehmen und auszuüben [...], Arbeiten, die dem Geschlecht und der geistigen Schwäche, der fraulichen Bescheidenheit und besonders der jungfräulichen Schamhaftigkeit nicht im geringsten angemessen sind.“*

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Gemeinschaft bereits Niederlassungen in Lüttich, Köln und Trier, in Rom, Neapel und Perugia, auf Wunsch von Kurfürst Maximilian I von Bayern in München, unter Mitwirkung Kaiser Ferdinands I in Wien, sowie in Preßburg. Die Bulle setzte dem aufblühenden Werk ein jähes Ende. Doch Mary Ward gab nicht auf – trotz mehrwöchiger Inquisitionshaft,

Krankheit, der Schließung der meisten Häuser, dem Austritt vieler Schwestern. Aus dem Gefängnis schrieb sie am 20. Februar 1631: *„Lassen wir Gott tun, was er will; ... Gott weiß, wie sein Wille ans Ziel kommt.“*

Im Jahr 1632 wurde Mary Ward vom Vorwurf der Häresie freigesprochen. Unter dem Schutz des Papstes lebte sie zunächst in Rom mit einer Gruppe von Gefährtinnen, die nach der Schließung der dortigen Schule wohnen geblieben waren, ehe sie 1639 mit einigen Frauen nach England zurückkehrte, wo sie ihre apostolische Tätigkeit, in weltlicher Kleidung, mit privaten Gelübden, fortsetzten. Am Morgen ihres Todestags empfahl Mary Ward den in England befindlichen Gefährtinnen: *„Haltet fest an eurer Berufung, damit sie von Dauer, wirksam und liebevoll sei.“* Auf dem Grabstein hielten ihre Gefährtinnen ihr Vermächtnis fest: *„Die Armen zu lieben – im selben zu verharren – mit ihnen zu leben, zu sterben und aufzuerstehen – war das ganze Ziel von Mary Ward [...].“*

Das Ringen um Identität in der Zeit zwischen Verbot und Bestätigung der Gemeinschaft

Die Beharrlichkeit in der Flexibilität, wenn man es einmal so paradox formulieren kann, war der Gemeinschaft nicht folgenlos ins Stammbuch geschrieben. Die Geschichte des Überlebens, des Wachstums und der kirchlichen Anerkennung von Mary Wards Gründungsvision ist lang und kompliziert. Die Gemeinschaft existierte erst als lose Gruppe, dann als weltliches Institut. Die Erziehungsarbeit blieb erlaubt und wurde ausgeübt, aber mehrere Versuche, die Konstitutionen und damit das Institut kirchlich bestätigen zu lassen, scheiterten. Genehmigt wurden 1703 schließlich die „81 Regeln“, ein Extrakt aus jesuitischen Schriften. Die Regeln beschränkten das Apostolat auf „Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend“. 1749 wurde per Dekret von Benedikt XIV präzisiert, dass keine weiteren Konstitutionen genehmigt würden.

Außerdem wurde verboten, Mary Ward als Gründerin zu nennen. Viele ihrer Briefe und anderes geschichtliches Material wurden damals zerstört, aber die Erinnerung an das, was sie gewollt hatte, lebte weiter.

Ein wichtiger Schritt für die räumliche und inhaltliche Ausweitung der Tätigkeit erfolgte, als im 19. Jahrhundert auf Einladung des damaligen Bischofs von Patna, Anastasius Hartmann, auch Schwestern der „Englischen Fräulein“, wie sie meist genannt wurden, aufbrachen, um in Indien zu missionieren. Ein zweiter Schritt in dieselbe Richtung, die zugleich neben Bildung die caritativen Einsätze verstärkte, kam in der Zeit des Nationalsozialismus, wo sämtliche Schulen der Gemeinschaft in Deutschland geschlossen wurden. Manche Schwestern arbeiteten übergangsweise mit in Pfarreien und Lazaretten, andere gingen nach Indien, Brasilien, Chile, Rumänien – Missionarinnen im Sinne Mary Wards.

Die wachsende Wertschätzung gegenüber der Kirchengeschichte machte auch vor der Gemeinschaft nicht Halt: Seit 1909 durfte Mary Ward wieder als Gründerin genannt werden. Einzelne Forscher nahmen sich ihrer an und die Mitglieder der Gemeinschaft entdeckten sie neu für sich. Ermutigt durch das Zweite Vatikanische Konzil beschloss die Generalkongregation des nun weltweit verbreiteten Instituts im Jahr 1968 wieder, die Ignatianischen Konstitutionen zu übernehmen. Das geschah zunächst in einer 1978 approbierten Auswahl. Der vollständige Text, ausgenommen das, was das Priestertum betrifft, wurde zusammen mit dem dritten Plan Mary Wards von 1621 („Institutum“) und den Ergänzenden Normen – einer die Konstitutionen auf die jeweilige Zeit hin konkretisierenden Normensammlung – im Jahr 2003 bestätigt. Zeitgleich erfolgte auch die Namensänderung in „Congregatio Jesu“. Damit kam man einem Wunsch Mary Wards nach, die ihre Gemeinschaft ausdrücklich *„mit dem Namen Jesu zu bezeichnen“* gewünscht hatte.

Missionarische Spiritualität im heutigen Selbstverständnis der Congregatio Jesu

Heute ist die Congregatio Jesu eine ignatianische Frauengemeinschaft mit rund 1500 Mitgliedern in 24 Ländern auf vier Kontinenten. Der Name ist Programm: Die Congregatio Jesu – die Versammlung Jesu – hat teil an der Sendung Jesu in die Welt. Universale Sendungsbereitschaft, wie sie auch durch ein spezielles viertes Gelübde zum Ausdruck kommt, ist ein wesentliches Merkmal der Congregatio Jesu. Die Sendung führt Schwestern zum Beispiel in die Steppen Russlands, zu von AIDS betroffenen Menschen in Afrika, zu indigenen Völkern im Nordosten Indiens und am Amazonas, nach Kuba, aber auch in die Städte Koreas, Chinas, Lateinamerikas und Europas.

Die Ergänzenden Normen formulieren: *„Angesichts der großen Not und Armut vieler Völker drängt uns die Liebe Christi, uns mehr als bisher den Verlassenen zuzuwenden, „den Armen die Heilsbotschaft zu bringen und den Gefangenen die Befreiung zu verkünden“ (Lk 4,18). [...] Ohne den Einsatz für die Gerechtigkeit ist die Botschaft des Evangeliums heute in vielen Ländern unglaubwürdig.“* Die Inschrift von Mary Wards Grabstein *„Die Armen zu lieben [...]“* ernst nehmen heißt, nicht nur die Option FÜR die Armen, sondern die Option DER Armen als wichtiges Kriterium für die Wahl der Tätigkeiten anzusehen, verfügbar für die Nöte der Zeit, zur Verherrlichung Gottes und zum „größeren Wohl der Seelen“. Es setzte sich die Erkenntnis durch, dass dies über Sozialarbeit hinaus *„das mutige und kreative Engagement für Gerechtigkeit und den Kampf gegen die Strukturen, durch die Menschen in die Armut getrieben werden“* erfordert.

Schwerpunkte der Tätigkeiten liegen heute in der Seelsorge (Exerzitien, geistliche Begleitung, Gemeindepastoral, Jugendarbeit, Klinik- und Gefängnisseelsorge) und im Bereich Erziehung und Bildung, vom Kindergarten bis zur Universität. Wachsende Be-

deutung erlangen die Arbeit mit und für benachteiligte Frauen, mit Frauen, die zur Prostitution gezwungen werden, der Einsatz für rechtlose Menschen, Arbeit in den Medien und Mitarbeit in nationalen und internationalen Netzwerken. Aber das kann sich auch schnell einmal wieder ändern. Denn „festgeschrieben“ ist letztlich nicht ein Programm, ein Kontinent, ein bestimmtes Tätigkeitsfeld. Festgeschrieben ist die Bereitschaft, je neu miteinander zu suchen „den Seelen zu helfen“, als Frauen in der Kirche.

Alles im Griff?

Von Sr. Magdalena Winghofer Cf, Nürnberg

Ansprache zur Versuchung Jesu (Lk 9,18–24)

Was wäre eigentlich so schlimm dabei gewesen, wenn Jesus aus dem Stein Brot gemacht hätte? Oder umgekehrt gefragt: Woran hat Jesus gemerkt, dass dieser Gedanke „vom Teufel“ ist, eine Versuchung ist?

Stellen Sie sich die Situation doch einmal vor: Sie sind in der Wüste, mutterseelenallein. Hitze und Kälte, ein lebensfeindlicher Ort. Seit 40 Tagen. Sie sind an der Grenze der Kraft. Sie haben Hunger. Und da ist nichts als Sand und Steine. Wenn Sie nun die Fähigkeit hätten, aus Steinen Brot zu machen – wäre es wirklich verwerflich, das zu tun?

Was wäre also so schlimm dabei gewesen, wenn Jesus dieser Eingebung gefolgt wäre? Schließlich hat er später 5.000 hungrige Leute auch alle mit Brot versorgt. Von dem Wein in Kana mal ganz zu schweigen. Die Idee dort war übrigens auch „eingeflüstert“... Jesus hat ja später Wunder getan! Hätte er nicht schon hier in der Wüste anfangen können? Zuerst einmal muss es doch darum gehen, sich selbst vor dem Hungertod zu retten! Denn, wem nützt es, wenn er in der Wüste verhungert?

Und das lässt sich ja noch ein bisschen weiterdenken: Vielleicht gab es ja in der Wüste auch noch ein paar Karawanen oder so – die hätte er doch gleich mitversorgen können. Das muss ja gar nicht egoistisch sein. Und da hätte er bestimmt schon die ersten Anhänger gewonnen. Und warum hat er nicht überhaupt die Wüste verwandelt? Im Alten Testament werden schließlich Quellen und frisches Gras in der Wüste prophezeit – er hätte einen Ort des Lebens aus der Wüste machen können! Und wäre es nicht das Aller-

beste gewesen, wenn Jesus die angebotene Macht über die ganze Erde angenommen hätte? Er hätte alles gut machen können! Er hätte alles in der Hand gehabt! Und genau da, so glaube ich, liegt der entscheidende Punkt, die Versuchung. Der Bibeltext macht das deutlich, indem er das Ganze als Geschichte zwischen Jesus und dem Teufel erzählt.

Aber worum es geht, ist etwas, was uns Menschen jeden Tag begegnet – auch wenn wir keinen Teufel sehen. Es geht nämlich nicht darum, dass es falsch wäre, dem Hunger abzuhelfen. Es geht auch nicht um die Frage, dass es nicht gut wäre, wenn Jesus der Herr der Erde wäre. Nicht einmal darum, ob es irgendwie sinnvoll ist, sich vom Tempel herabzustürzen. Sondern die Versuchung, vor der Jesus steht, ist: Die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Sie im Griff und unter Kontrolle haben. Sich selbst absichern. Und sich genau damit letztlich von Gott abwenden.

Der Kern der Versuchung heißt ausformuliert: Ich übernehme mein Leben selbst – ich will oder kann nicht von Gott abhängig sein. Vermutlich gibt es zwei Gründe dafür: Angst oder Selbstüberschätzung. Angst: Ich komme womöglich zu kurz, es könnte nicht reichen – sei es das Brot oder was auch immer. Also muss ich für mich sorgen. Selbstüberschätzung: Wenn sie mich nur lassen würden! Wenn sie endlich auf mich hören würden! Ich wüsste ja, wie wir die Welt retten könnten. Es ist letztlich die bewusste oder unbewusste Idee: Mein Leben – und womöglich auch das anderer oder gar die Welt – hängt an mir. Ich habe es in der Hand – oder auch: ich muss es in der Hand haben. Ich bin dafür zuständig, alles gut zu machen.

Genau das aber ist die Täuschung, die Versuchung, die von Gott wegführt. Nein, weder mein eigenes Leben noch das anderer noch die Welt hängen an mir! Ich kann und ich muss nicht erlösen – weder mich selbst noch andere noch die Welt.

Natürlich heißt das nicht, dass ich mich nicht um das Gute mühen soll. Natürlich geht es nicht darum, sich nicht für das Gute in der Welt einzusetzen, zu versuchen, den eigenen kleinen Beitrag für eine bessere Welt zu leisten. Aber immer in dem Bewusstsein: Gott ist der, der alles in der Hand hat. Und Gott ist der, der letztlich erlöst. Vielleicht steht diese Erzählung von der Versuchung Jesu – und seinem Widerstehen – deshalb so programmatisch vor seinem öffentlichen Auftreten.

Gerade weil Jesus so machtvoll aufgetreten ist, so viele Menschen geheilt hat – gerade darum braucht es zuerst eine ganz klare Einordnung in das Koordinatensystem: Der, der alles in der Hand hat, ist Gott. Und nur Gott. Und Jesus versucht nicht, ihm das aus der Hand zu nehmen. Weder in der Wüste, als es um ihn selbst ging, noch später, als es um andere ging. In seinem ganzen Wirken hat Jesus sich immer zurückgebunden an seinen Vater. Nur von Ihm her hat er gesprochen und gehandelt.

Wenn das Evangelium von der Versuchung Jesu am Beginn dieser Fastenzeit steht, dann könnte es eine Einladung sein, diese Zeit einmal bewusst andersherum anzugehen. Nicht zu fragen: Was müsste, sollte, könnte ich noch tun, um mich zu verbessern? Und wie könnte ich die Welt besser machen? Denn diese Fragen beherrschen wir in der Regel relativ gut. Viel schwerer ist es doch, diese Haltung einmal abzulegen und stattdessen zu fragen: Wo bin ich in der Versuchung, Dinge in die Hand zu nehmen, die mir nicht zustehen? Wo streift mich der Gedanke, ich wüsste, wie die Welt zu retten ist? Oder auch die Kirche? Wie weit kann ich annehmen, dass die Welt und ich selbst erlösungsbedürftig sind – und dass ich diese Erlösung nicht selbst bewirken kann? Wie weit kann ich Ohnmacht annehmen und aushalten? Wie gut kann ich mich selbst, andere und diese Welt Gott hinhalten und Ihm überlassen?

Ich empfangе immer ...

Von Sr. Ursula Dirmeier Cf, Bamberg

Ansprache beim Maria-Ward-Gottesdienst in Bamberg am 30. Januar 2019

Ich empfangе immer – so lautet der Anfang eines Satzes von Mary Ward.

Ich empfangе immer, zuallererst mich selbst; denn ich erschaffe mich nicht, sondern bin mir gegeben worden, am Anfang meines Lebens, damals noch völlig darauf angewiesen, alles aus der Hand anderer zu empfangen. In der Zwischenzeit kann ich zwar einiges fertigbringen, das meiste geschieht aber im Zusammenwirken mit anderen. Für Kleidung, Essen, Wissen, eben Lebens-Mittel aller Art haben andere gearbeitet, Ansprache, Ansehen, Anerkennung gebe ich mir nicht selbst, Lebensfreude, Glückserfahrung kommen mir zu.

Ich empfangе immer, ungezählt sind die Menschen, die direkt oder sehr versteckt mit mir zusammenhängen, die mich bewusst oder anonym empfangen lassen.

Gabe ruft Gegengabe hervor, Dank oder eben auch etwas, das ich geben, womit ich den anderen beschenken kann. In der Soziologie wird das vor allem unter dem Aspekt der geschuldeten Gegengabe gesehen, die letztlich im Tausch resultiert.

Andere betonen mehr die Freiwilligkeit der Gabe, die eben nicht auf die Gegengabe schießt, betonen die Gaben, die man gar nicht adäquat erwidern kann, sprechen von Gaben, in denen der Gebende sich selber mitschenkt.

Nicht nur die Menschen geben, auch die Erde, die mich trägt, die Natur, die mich umgibt, ernährt, erfreut, bisweilen auch bedroht und ängstigt. Das Bewusstsein, von ihr zu empfangen und abhängig zu sein, nimmt gerade wieder zu nach einer Phase modernen Aberglaubens an eine autonome, sich selbst erschaffende Menschheit.

Ich empfangen immer ...

Nicht wenige Menschen sehen hinter all dem, was sie dankbar empfangen haben und täglich empfangen, einen letzten Ursprung und Geber, dem sie sich und ihr Leben verdanken.

So heißt es auch im Jakobusbrief: Lasst euch nicht irreführen, meine geliebten Schwestern und Brüder: Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben herab, vom Vater der Gestirne, bei dem es keine Veränderung oder Verfinsterung gibt. Aus freiem Willen hat er uns durch das Wort der Wahrheit geboren, damit wir eine Erstlingsfrucht seiner Schöpfung seien.

Ich empfangen immer, das war Mary Wards Überzeugung, die hinter den Gaben der Menschen und der Natur den Schöpfer sah, der sie aus Gnade beschenkte.

Sie schrieb den Gedanken im Zusammenhang ihrer autobiographischen Aufzeichnungen nieder, also im Rückblick auf ihr damals schon zweiunddreißig Jahre währendes Leben, an Wendungen und Überraschungen reich.

Im Zusammenhang lautet der Gedanke folgendermaßen; er ist im Grunde ein Gebet:

Ich bitte dich demütig, o Freund der Freunde, lass nicht diese und andere Gnadengaben zu meiner größeren Verurteilung gereichen;

denn während ich immer empfangen werde, wirke ich nicht mit allem mit und bleibe daher undankbar.

Andersherum formuliert heißt das doch: Die Antwort auf das immerwährende Empfangen aus der Hand Gottes ist es, in allem mitzuwirken und dadurch dankbar zu sein.

Die Dankbarkeit auf die Gnadengaben Gottes äußert sich also nicht in erster Linie im Lob Gottes, das unsere Tätigkeiten und Verrichtungen unterbricht.

Die Dankbarkeit besteht für Mary Ward auch nicht mehr in der strengen Abgeschlossenheit, im Schweigen, Fasten und in der Buße des Klarissenlebens.

Antworten auf das immerwährende Empfangen aus der Hand Gottes heißt, in allem mitzuwirken und dadurch dankbar zu sein. Die guten Gaben Gottes sind Geschenke, die es mir ermöglichen, gut zu sein und das Gute weiter zu schenken. Darüber meditierte Mary Ward einmal in der Woche und versuchte zweifellos, es in ihr Leben zu übersetzen. Das Leben selbst wird Gottesdienst.

Da kann man sich immer wieder ganz grundsätzlich an die Gnadengaben der Schöpfung und Erlösung erinnern und ihnen, so gut es eben geht, mit dem eigenen Leben entsprechen.

Man kann aber auch den Fokus auf die drei kleinen Freuden legen, die jeder Tag bereithält. Dass ich mein vorgemerktes Pensum schaffe, dass sich etwas viel leichter fügt, als ich gedacht hatte, dass es zu einer unerwarteten Begegnung kommt. Sie merken schon, drei ist das Minimum, an manchen Tagen sind es bis zu sieben – oder hängt es vielleicht von meiner Aufmerksamkeit ab, wieviel mir auffällt?

Und ab und zu wird ein Stück vom ganzen Lebensfaden sichtbar und ich schaue dankbar zurück und weiß mich gehalten.

Ja, aber nicht alle Gegebenheiten meines Lebens sind gut, kann ich als Gabe und Geschenk sehen: Da gibt es die Widrigkeiten, die Hindernisse, die Bosheiten, die Schmerzen und Einschränkungen, die Abbrüche und Verluste ...

Kommen die auch aus der Hand Gottes? Darüber kann man philosophieren. Oder man sieht in ihnen Herausforderungen, die mir ins Leben gestellt sind.

Wie es im Text eines unbekanntes Verfassers heißt:

Ich habe mir Kraft gewünscht – und ich bekam Schwierigkeiten, die mich stark machten.

Ich habe mir Mut gewünscht – und ich bekam Hindernisse, um sie zu überwinden.

Ich habe mir Liebe gewünscht – und begegnete Menschen mit Problemen, um ihnen beizustehen.

Ich habe mir Entscheidungen gewünscht – und ich bekam Gelegenheiten.

Empfangen, auch was mir in den Weg gestellt ist, und mitwirken, indem ich mich daran abarbeite, um ein kleines Steinchen aus dem Weg zu räumen ...

Gaben auf der einen Seite, Herausforderungen auf der anderen Seite, sie können Signale sein, die mich anrufen, zum Dialog aufzufordern.

Wenn ich bereit bin, die Signale zu empfangen und auf die eine oder andere Weise meinen Teil beizutragen, gebe ich Antwort, wird mein Leben mehr und mehr zu einem einzigen Gespräch mit Gott, einem sehr praktischen, konkreten Austausch.

Der Tagesrückblick, auf den Ignatius so viel Wert legte, ist nichts anderes als die Trainingsstrecke dafür.

Und da steckt noch etwas in dem Wort Mitwirkung. Es schützt mich vor Überforderung.

Denn in Mitwirkung steckt einerseits Verantwortung: Gott zeigt sich als der auf mich Angewiesene, er will nicht ohne mich.

In Mitwirkung steckt aber auch Entlastung – es gibt ein größeres Ganzes, das ich nicht überblicken kann und muss. Da ist Gott, der die Hauptlast trägt, die Richtung vorgibt, das Ganze zum guten Ende bringt.

Um so viel geht es und nur um so viel:

Während und weil ich empfangen, will ich mitwirken und dadurch danken.

Was Jesus mit der Europawahl zu tun hat

Von Sr. Birgit Stollhoff Cf, Hannover

Erschienen: katholisch.de/ausgelegt, 25.05.2019

Selten hat für mich ein Evangelium prophetischer geklungen als an diesem Sonntag der Europawahl: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht.“

Inzwischen wissen wir, gerade meine Generation, die mit dem Fall der Mauer und dem Ende des Kalten Krieges groß geworden ist: Friede ist brüchig. Alte vertraute Partner verabschieden sich ins Twitter-Chaos; Länder, die die linke Diktatur abgeschafft haben, lassen sich von rechtspopulistischen Politikern die Pressefreiheit einschränken; in Deutschland haben Mitbürger verschiedener Religionen wieder Angst. Wir sind beunruhigt, wir sind dabei, zu verzagen!

Was ist da Friede? Ein vertraglich abgesicherter Zustand relativer Gewaltfreiheit? Ein Verbunden-Sein durch Werte und Ideale, gewachsen auf bitteren historischen Erfahrungen? Was ist Mut? Das Wissen, mit Gleichgesinnten in der Mehrheit zu sein? Der perfekte visionäre Plan?

„Frieden“, so hat der Theologe Heinrich Spaemann geschrieben, „ist vollkommene Geborgenheit und grenzenlose Freiheit in einem“. Für mich ist das eine gute Beschreibung für den inneren Frieden – wenn ich mich sicher beheimatet fühle, aber nicht eingeeengt; frei, aber verbunden und mitverantwortlich. Diese Pole passen für mich auch gut auf einen politischen Frieden. Friede ist auch dort, zwischen Nationen, beides: Sicherheit und Solidarität, aber auch Freiheit, Individualität und Toleranz.

Es gibt ein Spiel für Jugendliche, das diese Spannung gut darstellt: Alle Jugendlichen stellen sich in einen Kreis, strecken die Hände nach vorne und ergreifen blind je mit beiden Händen eine andere Hand. Daraus entsteht zunächst ein Knoten, der alle am Gehen hindern würde. Wenn die Jugendlichen nicht anfangen würden, miteinander zu reden, sich aneinander zu reiben, sich zu übersteigen – und das alles ganz wörtlich. Am Ende entsteht dabei ein großer Kreis, in dem sich alle an den Händen halten. Einer ist mit den Anderen verbunden und auf das Netz angewiesen. Ein Team ist geboren! Und je mehr dabei gelacht wird, desto schneller löst sich der Knoten.

Bei allem Respekt und Ernst in der Politik: Europa ist für mich so ein verwirklichtes Ideal, eine Balance zwischen Gemeinsamkeit und Eigenständigkeit, Freiheit und Vertrautheit, obwohl es manchmal ein verknotet scheinendes Verhandeln ist, ein verzwicktes Vor- und Zurück-Steigen. Immer wieder werden dabei neue Nationen integriert, es wird miteinander gefeiert, gelitten und einander geholfen. Ich kann frei und sicher reisen oder ein halbes Jahr in Schweden leben. Feuerwehrfahrzeuge müssen, wenn es dort in Schweden brennt, nicht an Grenzen stoppen, und Straftäter werden auch dahinter noch gefangen. Überall lerne ich als Mitbürgerin, als Ebenbürtige, Menschen kennen und merke bei allen Unterschieden: Uns verbindet so viel auf diesem Kontinent!

Und dennoch – der Friede, den Jesus meint, geht hier noch weiter, ist mehr als diese menschliche Einigkeit: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Schon die Psalmisten besingen den Frieden als etwas, das von Gott erbeten wird, den Gott schenkt und für den man Gott dankt. Paulus spricht gar vom „Gott des Friedens“. Und so wird der Friede zusammen mit dem Heiligen Geist gespendet. Wir Christinnen und Christen dürfen auf Frieden hoffen – weil wir wissen, dass wir ihn letztlich nicht aus eigener Kraft schaffen können. Wir sind aufgefordert, uns in dieser Welt dafür einzuset-

zen – wählen zu gehen, gegen Rassismus und Gewalt einzutreten und Krieg zu verhindern. Und gleichzeitig dürfen wir unseren besonderen Mut, unsere übermenschliche Hoffnung bewahren, unseren Blick hinter den Horizont dieser Welt, unseren Fuß in der Tür zum Reich Gottes und von dort den Frieden erbitten.

Eine Frau aus Kanaan und Mary Ward

Von Sr. Beate Neuberth Cf, Bamberg

Predigt am 7.4.2019 in Altenkunstadt

Liebe Gemeinde von Altenkunstadt!

Liebe Leserinnen und Leser von „Spiritualität konkret“

Sie sehen die Mary Ward Plastik, die der Bamberger Künstler Albert Ultsch 1996 geschaffen hat und die seitdem über dem Eingang zur Bamberger Institutskirche in einer Nische steht.

Es gibt eine Schriftstelle im NT – bei Matthäus – die ich sehr gerne mag. In diesem Schrifttext sehe ich interessante Parallelen zum Leben Mary Wards. Diese möchte ich gerne mit Ihnen teilen.



Jesus ging von Gennesaret weg und zog sich in das Gebiet von Tyrus und Sidon zurück. Und siehe, eine kananäische Frau aus jener Gegend kam zu ihm und rief: Hab Erbarmen mit mir, Herr, du Sohn Davids! Meine Tochter wird von einem Dämon gequält. Jesus aber gab ihr keine Antwort. Da traten seine Jünger zu ihm und baten: Schick sie fort, denn sie schreit hinter uns her! Er antwortete: Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Doch sie kam, fiel vor ihm nieder und sagte: Herr, hilf mir! Er erwiderte: Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen

und den kleinen Hunden vorzuwerfen. Da entgegnete sie: Ja, Herr! Aber selbst die kleinen Hunde essen von den Brotkrumen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Darauf antwortete ihr Jesus: Frau, dein Glaube ist groß. Es soll dir geschehen, wie du willst. Und von dieser Stunde an war ihre Tochter geheilt. (Mt. 15. 21–28)

Ist das nicht eine tolle Frau – so wie wir alle sein möchten? Sie ist mutig, selbstbewusst, beharrlich bis hartnäckig, schlagfertig, sie vertraut ihrer inneren Stimme. Sie fleht Jesus, den jüdischen Rabbi um Hilfe für ihre kranke Tochter an. Vieles tut sie, was den üblichen Rahmen sprengt: Als Frau hat sie in der Öffentlichkeit nichts zu sagen. Als Kanaanäerin gilt sie bei den Juden als Heidin, als Götzendienerin eines Fruchtbarkeitskultes; mit einer solchen will kein Rechtschaffener etwas zu tun haben. Was sie ruft, hört sich an, als würde sie bereits zum Volk Israel gehören: „Hab Erbarmen mit mir! Herr, du Sohn Davids!“

Obwohl sie den Jüngern lästig wird, obwohl Jesus ihr die kalte Schulter zeigt, er diese Frau ignoriert, ihr dann sehr schroff antwortet (was wir von ihm eigentlich nicht erwarten!), lässt sie sich nicht abweisen, gibt sie nicht auf, lässt sie sich nicht mundtot machen oder fortjagen. Sie hält stand – selbst als sie sich vor Jesus niederwirft, ist sie aufrecht und stark.

Warum das alles? Diese Hartnäckigkeit, diese Schlagfertigkeit so dass sich selbst Jesus geschlagen gibt? Sie selbst kann nicht mehr! Viele von Ihnen wissen aus trauriger, eigener Erfahrung wie die Krankheit eines Kindes eine Mutter an den Rand ihrer Kräfte bringen kann. Wenn sie nicht mehr kann, ist es auch um ihre Tochter geschehen! Die Zukunft ihres Kindes ist ihr wichtig, darum kämpft sie für sie mit dieser großen Entschiedenheit und Kraft.

Was hat das mit Mary Ward, der Frau des 17. Jahrhunderts zu tun?

Mary Ward hat kein krankes Kind, um das zu kämpfen wäre: das England der damaligen Zeit ist krank. Ein friedliches Miteinander von Katholiken und Protestanten, wie wir es heute kennen, war nicht vorstellbar. Sie wissen, dass König Heinrich VIII. sich scheiden lassen wollte, weil seine Ehe mit Katharina von Aragon keinen männlichen Thronfolger hervorbrachte. Die neue Ehe wollte er vom Papst anerkannt wissen. Dass das nicht möglich war, können Sie sich vorstellen. So wurden sowohl der König als auch seine Untertanen exkommuniziert. Die Folge war, dass sich der König zum Oberhaupt einer „neuen“ Kirche erklärte und eine brutale Katholikenverfolgung entstand. Die Katholiken waren sozusagen Hochverräter – ein schrecklicher Konflikt. Die katholische Kirche gab es noch – aber halt im Untergrund. So wird alles, was den römischen Glauben betraf, unterdrückt, verfolgt, bestraft. Das gleiche geschah unter Elisabeth I. Die Menschen sind hin- und hergerissen zwischen dem erzwungenen neuen Glauben und dem römisch-katholischen Bekenntnis.

Mary Ward – geboren 1585 – kommt aus einem Elternhaus, das am katholischen Glauben festhielt. Ihre Großmutter war wegen ihres Glaubens 14 Jahre im Gefängnis. Ihre Eltern mussten oft Strafe bezahlen, weil sie den anglikanischen Gottesdienst nicht besuchten. Unter Todesgefahr für alle hielten in ihrem Haus Priester Eucharistiefiern.

Als sich die Heranwachsende ihrer Ordensberufung bewusst wurde, war es klar, dass sie ihre Heimat verlassen muss. In Flandern (heute in Belgien) gab es einen Zufluchtsort für englische Katholiken. Dort trat sie in das strengste Kloster ein, damit England „gesund“ wird; das schien ihr ihre ganz persönliche, für sie von Gott zugedachte Aufgabe.

Bald erfuhr sie in ihrem Inneren, dass das nicht ihr Weg sein sollte und kehrt nach England zurück. Nicht Gebet und Buße werden von ihr verlangt, sondern aktives Tun unter den Menschen, in der Gesellschaft. Sie führte Gespräche um den rechten Glauben, besuchte Kranke, ging ins Gefängnis, zog die Kleidung einfacher Frauen an, um auch zu diesen Menschen sprechen zu können. Sie mischte sich in Tanzgesellschaften und half Verunsicherten zu neuer Klarheit.

Damit beeindruckte sie andere junge Frauen, die sich ihr anschließen. So arbeiten welche im Untergrund der englischen Kirche, andere – Mary Ward voran – fangen an in Flandern, später auch in Deutschland, Frankreich, Österreich, Italien... Mädchen zu unterrichten, denn die wurden einer höheren Bildung nicht wert geschätzt. Die neue Frauengemeinschaft lebte klosterähnlich zusammen und suchte nach ihrer Lebensform.

Da erkannte Mary Ward in einer Vision, was Gott von ihr wollte: sie sollte eine Gesellschaft Jesu für Frauen gründen. Ihr Vorbild war Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, der eine neue Form von Ordensleben entwickelt hat: Er und seine Mitbrüder wollten der Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens dienen. Sie gründeten Schulen, halfen Armen und Bedürftigen. Sie trugen kein besonderes Ordenskleid, beteten das Stundengebet nicht gemeinsam und blieben nicht fest in einem Ordenshaus. All das fand Mary Ward wichtig für ihre neue Ordensgemeinschaft: Das alles, was sie taten, konnte nicht hinter Klostermauern geschehen und so wollte sie für ihre neue Gemeinschaft keine Klausur. Klausur bedeutet ein Abgeschlossensein in einen Bereich: in Gemeinschaft zu leben, zu beten und vielleicht einige wenige Mädchen zu unterrichten – also alles hinter Klostermauern – damit geriet sie in Konflikt mit der Kirche. Entweder Mann (= Ehe) oder Mauer (= Kloster) das galt in dieser Zeit in Kirche und Gesellschaft – ein selbstbestimmtes Leben für Frauen war undenkbar.

Um aber als Ordensgemeinschaft auf Dauer bestehen zu können, brauchte sie die offizielle Anerkennung durch den Papst. So reiste die Engländerin während des 30jährigen Kriegs – meistens im Winter – (da ruhten die Kämpfe!) dreimal über die Alpen nach Rom (meist zu Fuß), um selbst bei dem Papst und den Kardinälen vorstellig zu werden und um Anerkennung zu bitten. Das vorangegangene Konzil jedoch hatte keine neue Ordensgründung mehr erlaubt und die Klausur für Ordensfrauen aufs strengste verschärft.

Mary Wards Bitten waren ERFOLGLOS!

Ist Mary Ward nun mutlos? Resigniert sie? Tritt sie aus der Kirche aus?

NEIN!

Im Gegenteil: An eine Freundin schreibt sie in dieser schwierigen Zeit: ich bin „bis über die Ohren im Vertrauen auf Gott!“

Und noch zwei kleine Episoden aus ihrem Leben.

In London war nun Mary Ward nicht unbekannt. Ein anglikanischer Bischof hätte sie gerne einmal gesprochen. Sie hatte den Mut, ihn selbst zu besuchen. Er war aber nicht zu Hause. So nahm sie ihren Siegelring und ritzte ihren Namen in das Fenster des Besuchszimmers. Ganz London muss über ihn gelacht haben. Er kommentierte das: Sie ist schlimmer als sechs Jesuiten.

Und der zweite Bericht: Ein Jesuit hatte gesagt: „Ihr Eifer (der Eifer der Frauen um MW!) ist bemerkenswert. Aber er wird nachlassen – schließlich sind es doch *nur Frauen*.“

Das ist Mary Ward zu Ohren gekommen und sie hat ihren Gefährtinnen eine „gesalzene“ Rede gehalten. Davon nur so viel:

„Was wollte er mit dem Ausdruck ‚nur Frauen‘ sagen? Doch nur, dass wir in allem geringer sind als Männer! Und das ist eine Lüge! ... Glaubte also nicht, dass wir nichts taugen! ... Ich hoffe zu Gott, dass man auch in Zukunft Frauen Großes vollbringen sehen wird.“

Mary Ward wurde von der Inquisition beobachtet, kam sogar ins Gefängnis und das Schlimmste: Ihre Gemeinschaft wurde aufgehoben, sollte für alle Zeiten ausgerottet werden: aber siehe: wir leben noch!

In der ganzen Welt gibt es Niederlassungen, die sich auf Mary Ward berufen. Das allein ist schon ein Wunder!

Schauen wir zum Schluss noch einmal auf die Mary-Ward-Plastik:

Ich möchte Ihren Blick auf das Wesentlichste lenken: Auf das IHS auf der Herzseite unserer Gründerin. Sie wissen es: IHS sind auch die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesu. Und der Name Jesus kann übersetzt werden mit „Gott rettet.“ Die Jesuiten interpretieren diese drei Buchstaben so: Jesum Habemus Sozium = Wir haben Jesus zum Gefährten.

So wie die kanaänische Frau ganz auf Jesus vertraut hat – gegen alle Widerstände – so einen starken Glauben hatte auch Mary Ward. Sie hat erfahren: Gott rettet! Jesus war ihr wie der Herzschlag, war ihr Zentrum, ihr Lebensmittelpunkt. Nur ER macht sie zur „Trotzdem-Frau“.

Wie zu Zeiten Mary Wards leben wir auch in einer sehr schwierigen Zeit, in einer mit Krisen behafteten Kirche, der viele den Rücken kehren. (In der Erzdiözese Bamberg waren es 2017 ca. 6000!) Nur eine tiefe Beziehung zur Jesus Christus lässt uns das aushalten.

Pedro Arrupe, ein Generaloberer der Jesuiten, hat das sehr ideal, aber auch tiefgründig ausgedrückt. Ebenso könnte es Maria Ward bekannt haben: „Für mich ist Jesus Christus alles...Nehmen Sie Christus aus meinem Leben und alles würde zusammenstürzen, wie ein Körper, dem man ... das Herz nimmt!“

Wir dürfen, ja wir müssen daran arbeiten, dass Jesus Christus auch unser Lebensmittelpunkt wird. Nur so können wir mit Zuversicht – hin und wieder wenigstens mit Fröhlichkeit – die Zumutungen aushalten, die bei schwerer Krankheit, bei persönlichem Scheitern, im Alterungsprozess, in der Familie, in der Pfarrei, in unserer weltweiten Kirche auf uns zukommen werden oder auch bereits da sind.

Lassen wir noch einmal Mary Ward zu Wort kommen: „Ich hatte keinen anderen Wunsch, als ... mich mit diesen Ungewissheiten in Gottes Hände zu bergen.“

Seine Hände sind für uns alle offen!

Der unbequeme Gott

Von Sr. Cosima Kiesner CF, München

Erschienen in: Münchner Kirchenzeitung, 15.09.2019

Der liebe Gott – hinter dieser kurzen, griffigen Aussage steht eine große Botschaft, die Botschaft von Gott, der die Menschen liebt. Der christliche Gott ist ein Gott, der heilt, der aus Schwierigkeiten herausholt, der sich um den Menschen kümmert, der Zukunft schenkt und vom Tod erlöst. Belege dafür finde ich in der Bibel genügend: Da ruft Gott Abraham, beschenkt ihn mit Land und Reichtum und macht ihn zum Segen für viele. Da schickt Er starke Retter, die Sein Volk aus Bedrängnis befreien. Und vor allem in den Evangelien tritt mir diese Botschaft vom lieben Gott entgegen. Jesus wird nicht müde zu verkünden, dass Gott unser Vater ist, der uns liebt, sich um uns kümmert und unser Heil wünscht und wirkt. Bezeugt wird diese Botschaft durch Wunder und Heilungen. Es ist also wahr: Gott ist ein lieber Gott; genauer wohl: ein liebender Gott.

Ich vermute, dass diese oft gepredigte Botschaft in den Köpfen von uns Menschen Erwartungen auslöst, die in der eigenen Lebensrealität einfach nicht erfüllt werden. Verknüpft sich mit der Vorstellung vom lieben Gott nicht allzu schnell die Erwartung, dass Gott, wenn Er uns doch so liebt, alle Schwierigkeiten und alles Leiden von uns fernhalten müsste? Und da Er das nicht tut, ist Er entweder nicht lieb oder Er ist nicht allmächtig oder es gibt Ihn nicht. So einfach ist das nach menschlicher Logik.

Wenn ich aber in die Bibel schaue, dann kann ich diesen Zusammenhang zwischen Gottes Liebe und einem einfachen Leben nicht finden. Im Gegenteil. Bei Abraham lese ich von langen, mühsamen Wanderungen bis er das gelobte Land erreicht, von Gefähr-

dungen und viel Geduld, bis er den Segen der nächsten Generation erlebt. Bei den Erzählungen von den Richtern und Propheten lese ich von Kampf und Unverständnis, von Unterdrückung und Exil. Und auch im Neuen Testament lese ich von den Aposteln, die ihre sicheren Berufe niederlegen, ihre Familien verlassen, Hämte und Verfolgung erleiden. Das klingt nicht nach einem Leben frei von Schwierigkeiten. Im Blick auf Jesus wird es eindeutig: Wer mit Gott unterwegs ist, muss mehr als die normalen Schwierigkeiten des Lebens tragen. Er wird angefeindet, verleumdet, gefangen genommen, verurteilt, ans Kreuz genagelt. Ganz gleich wohin ich schaue – von Abraham bis zu Jesus – ich finde viele Belege für einen sehr unbequemen Gott.

Vielleicht ist das ja der eigentliche Grund, warum so viele von Gott nichts wissen wollen. Es wird unbequem, wenn man sich auf Gott einlässt. Die aber, die es dennoch tun, erfahren beides: Gott fordert sie heraus und Gott hilft. Nur in Gott ist die große Geborgenheit und Zukunftsverheißung zu finden, die die Sehnsucht stillt. Ein Widerspruch liegt darin nicht. Gott ist Beides: lieb und unbequem.

„Ecce Homo“ – Die Große Erzählung vom Leiden und Tod Jesu

Von Sr. Igna Kramp Cj, Frankfurt

Vortrag im Dommuseum Mainz am Karntwoch, den 17. April 2019

Sehr geehrte Damen und Herren,

Mit den Worten „Ecce Homo“ – „Seht, der Mensch“, präsentiert der römische Statthalter Pilatus im Johannesevangelium den mit Dornenkrone und rotem Mantel als König verspotteten Jesus. Viel ist über dieses Wort gerätselt worden: Soll das Wort „Seht, der Mensch!“ bei den Schaulustigen Mitleid wecken, auf dass sie der Absicht des Pilatus nachgeben, Jesus freizulassen? Es steckt mehr dahinter, denn „Ecce homo“ ist ein Zitat aus dem Alten Testament, aus 1 Sam 9,17. Als der Prophet Samuel den ersten israelitischen König, nämlich Saul, salben soll, offenbart ihm Gott, dass er den Richtigen vor sich hat: „Das ist der Mensch, von dem ich Dir gesagt habe: Der wird über mein Volk herrschen.“ Das ist der Mensch: „Ecce Homo“. Wenn Pilatus im Johannesevangelium Jesus noch dazu in einem echten Purpurmantel und einer Strahlenkrone, wie sie die vergöttlichten Kaiser tragen, dem Volk vorstellt, ist das also ursprünglich keine Bitte um Mitleid mit ihm und kein nachdenklicher Blick auf den Menschen in seiner Verwundbarkeit. Es ist eine Königsproklamation, die Pilatus später noch ausdrücklicher formuliert, ehe er Jesus zum Tode verurteilt: „Seht, euer König!“ (Joh 19,14).

Aber man muss schon ein biblisch gebildeter Hörer des Evangeliums sein, um das zu begreifen. Und so wird denn die Ecce-Homo-Stelle ganz anders aufgegriffen. Am deutlichsten wird das in der Kunst: „Ecce Homo“, das ist der Schmerzensmann, aus vielen Wunden blutend, hingegeben in das menschliche Leiden und den menschlichen Tod. So zeichnen eher die anderen drei Evangelien Jesus; und doch ist es wohl das, was sein Leiden und seinen Tod

für uns zu einer Großen Erzählung macht. Nicht umsonst heißen die Ecce-Homo Bilder auch „Erbärbde- oder Misericordienbilder“. Da ist einer, der Leiden versteht, weil er leidet, und der sich deshalb unser erbarmt. Das macht die Große Erzählung vom Leiden und Tod Jesu zugleich zu einer Großen Erzählung von unserem Leiden und unserem Tod. In dieser Entsprechung liegt ihre tiefe Bedeutung.

1) Jesu Passion – eine Große Erzählung?

Das führt uns zu der Frage: Was ist eine „Große Erzählung“? Der Begriff stammt von dem französischen Philosophen Francois Lyotard (1924–1998), der als typisch für die Postmoderne „das Ende der Großen Erzählungen“ feststellt. Dabei liegt wohl in der Natur der Sache, dass dieser Begriff erst geprägt wurde, als es eben keine Große Erzählung mehr gab, die für alle Menschen mindestens in einem bestimmten Kulturkreis eine solche war. Denn typisch für eine Große Erzählung ist, dass sie sich selbst legitimiert, indem sie erzählt wird. Solange also eine Große Erzählung allen präsent ist und von allen als solche angesehen wird, ist man sich gar nicht bewusst, dass sie da ist und wozu sie da ist. Sie ist einfach da, indem sie erzählt wird, und sie hat eine stärkende, im Fall der Passion sicher auch eine tröstende Wirkung.

Für unsere Vorfahren im christlichen Europa war die Passion in Wort und Bild fast allgegenwärtig und in ihrer Bedeutung unumstritten. Ich denke beispielsweise an den Gekreuzigten auf dem bekannten Isenheimer Altar von Matthias Grünewald von 1512–16, der den Insassen des Antoniterhospizes als tröstendes, ja sogar heilsames Bild diente. Die Antoniter pflegten Menschen, die sich am Mutterkorn vergiftet hatten, und unter Krämpfen, schmerzhaften Kontraktionen, quälendem Durst und Halluzinationen litten. Grünewald stellt einen Gekreuzigten dar, der diese Leiden verkörpert. Die Kranken wurden vor das Bild geführt, das ihnen

gleichsam Medizin sein sollte. Zahllose Kreuze nicht nur in Kirchen, sondern auch auf Bergen und Fluren und nicht zuletzt der berühmte „Herrgottswinkel“ in der Stube weisen darauf hin, dass die Passion Jesu im Abendland tatsächlich eine Große Erzählung war. Ich würde denken, mindestens bis zur Aufklärung und je nach Milieu auch noch weit darüber hinaus. Noch 1937 kann Papst Pius XI. in seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“, in der er den christlichen Glauben gegen die Ideologie der Nationalsozialisten abgrenzt, formulieren: „Im Schatten des Kreuzes Christi leben wir. In seinem Kusse sterben wir.“ Zugleich wird in derselben Passage deutlich, wie der Konsens über die Bedeutsamkeit des Kreuzes sich aufzulösen beginnt und sich abzeichnet, dass diese Große Erzählung bald keine solche mehr sein wird, indem sie eben nicht mehr von allen geteilt wird. Sie bleibt zwar groß, aber eben nur für die, denen sie sich weiterhin erschließt, und das ist faktisch ein geringer werdender Teil der Bevölkerung. Was das heißt, zeigen postmoderne Diskussionen um Kreuze in Klassenzimmern, Amtsstuben oder sogar auf den Bergen. Die Große Erzählung vom Leiden und Tod Jesu hat ihre selbstverständliche Legitimierung verloren. Sie ist für die heutigen Menschen nicht mehr an sich gültig, indem sie erzählt wird. Vielmehr geht es ihr heute eher wie in der Antike, als das Christentum noch jung war. Immerhin ist die älteste Kreuzesdarstellung aus dem 2. Jahrhundert ein Spottbild, das einen Gekreuzigten mit Eselskopf zeigt und denjenigen verhöhnern soll, der es verehrt – er hieß Alexamenos. Wie in der Antike wird auch heute der Gekreuzigte je nach Weltanschauung als Ärgernis oder als Torheit empfunden, wie schon Paulus im Ersten Korintherbrief feststellt (1,23). Für „die Berufenen“ aber ist er weiterhin „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1,24), und für die allermeisten Menschen vielleicht auch irgendetwas dazwischen.

Manche bedauern das Verschwinden der Kreuze aus öffentlichen Räumen; bisweilen startet jemand, wie jüngst der bayrische Ministerpräsident Seehofer, eine Initiative, um die Kreuze wieder in

die öffentlichen Räume hineinzubekommen. Ich würde sagen: Ob man das Verschwinden der Kreuze nun bedauert oder sie unbedingt zurückhaben will: Das eine wie das andere zeigt, dass wir keinen Konsens mehr darüber finden, dass die Passion Jesu eine Große Erzählung ist. Das bedeutet aber auch, dass mit dem Kreuz im öffentlichen Raum auch die Erzählung und ihre Relevanz für alle wieder – von außen! – durchgesetzt werden soll. Und das führt nicht von ungefähr zu massivem Widerstand. Ich persönlich freue mich über jedes Kreuz das ich irgendwo sehe. Aber ich meine auch, dass nicht über Kreuze die Erzählung legitimiert werden kann, sondern umgekehrt die Große Erzählung einen Menschen erst im Innersten bewegen muss, damit das Kreuz an der Wand für ihn ein gutes, ein heilbringendes und heilendes Zeichen ist. Erzählen wir also auch heute die Passion Jesu als heilbringende und heilende Geschichte für alle Menschen, aber zwingen wir sie niemandem auf. Denn das widerspricht der Geschichte selbst, widerspricht Jesu Hingabe in den Tod, denn „als er geschmäht wurde, schmähte er nicht, als er litt, drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter“ (1 Pt 2,23).

Der Gekreuzigte verheißt auch dem verlorensten Menschen das Paradies (vgl. Lk 23,43). Aber aufzwingen tut er es niemandem, denn dann wäre es kein Paradies mehr.

2) Biblische Hinführung

Was bedeuten die Passion und der Tod Jesu für uns Christen? Was macht die Erzählung von einer martialischen Hinrichtung zu einer Großen Erzählung, die Menschen Trost und Kraft gibt? Vielleicht müssen wir zuerst fragen: Was fehlt, wenn es diese Erzählung nicht gibt oder sie fernab der eigenen Weltanschauung liegt? Ein Beispiel für eine solche Position findet sich in einem Ausspruch des römischen Philosophen Seneca. Er starb 65 n. Chr. und war damit ein Zeitgenosse des frühen Christentums, stand ihm aber

fern. Sein Ausspruch ist so etwas wie ein „Gegenparadigma“ zum jüdisch-christlichen bzw. biblischen Gottesbild. Er lautet: „Ertragt mit Stärke; darin überragt ihr Gott; er steht außerhalb des Erduldens, ihr steht darüber.“

Seneca war Stoiker. Als solcher war ihm wichtig, sich unabhängig von seinen Gefühlsbewegungen und Empfindungen zu machen, diese eben mit der buchstäblich „stoischen Gelassenheit“ zu ertragen. Auch das Leiden: Ertragt mit Stärke! Stellt Euch über das Leiden! Geht das? Urteilen Sie selbst. Aber wenn das Gottesbild ausschließt, dass Gott selbst sich ins Leiden hineingibt wie in Jesu Passion oder auch nur „das Elend seines Volkes ansieht“ wie Gott in der Befreiungstat des Exodus, dann ist es eben das, was vor Gott bleibt: „Mach Dich stark! Denn Hilfe und Erbarmen ist nicht zu erwarten.“

Der Gott der Bibel ist aber eben ganz anders als der Gott Senecas. Er sucht die Nähe zu seinen Geschöpfen und lässt sie nicht allein. Das gipfelt in Jesu Leiden, Tod und Auferstehung, gehört aber schon „im Anfang“, bei der Erschaffung der Welt, zum innersten Wesen Gottes. Denn die Schöpfung erfährt ihre Vollendung erst, nachdem Gott Israel aus Ägypten befreit, sich am Sinai mit ihm verbindet, und inmitten seines Volkes „wohnt“. Diese „Einwohnung“ Gottes ist präsent im Offenbarungszelt bei der Wüstenwanderung und später im Tempel in Jerusalem. Die Juden nennen sie „Schekinah“. „schakan“ heißt „wohnen“, „bleiben“. Gott bleibt bei uns. Er geht nicht weg. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, spielt mit dem hebräischen Wort „schakan“. Das Hebräische ist eine Konsonantenschrift, d.h. „schakan“ wird geschrieben „š-k-n“. Der griechische Übersetzer nimmt diese Konsonanten und wählt von daher das griechische Wort „skênê“, „Zelt“ für das Offenbarungszelt, in dem Gott mit den Israeliten unterwegs ist. Der Evangelist Johannes nimmt das bei der Menschwerdung Jesu auf. In seinem berühmten Prolog

schreibt er: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“. Präzise heißt es „eskênosen“, „gezeltet“: Das Wort Gottes, letztlich Gott selbst, „zeltet“ bei uns in Jesu Leib. Deshalb sagt Jesus auch später, dass „die Engel Gottes auf- und niedersteigen über dem Menschensohn“. Die „Schekinah“ ist für die Christen jetzt in Jesus, in ihm zeigt sich Gottes Herrlichkeit. Gott ist also in Jesus gegenwärtig. Er wird Mensch. Er steht eben nicht außerhalb des Erduldens. Seine Passion beginnt nicht am Kreuz. Sie beginnt in der Krippe. Nichts Menschliches ist ihm fremd, er ist uns in allem gleich außer der Sünde. Auch im Leiden und im Tod. Leiden und Tod sind im Gegenteil die Konsequenz seiner Nähe und Liebe zu uns. Der Evangelist Johannes bringt es auf den Punkt: „Da Jesus die Seinen liebte, liebte er sie bis zur Vollen- dung“ (Joh 13,1). Wörtlich steht hier „eis télos“. Das heißt „Ende“, aber auch „Ziel“. Bis ans Ende, d.h. bis in den Tod, aber auch bis zum Ziel, dass wir Menschen bei ihm seien, liebt Jesus. So deutet er später bei Johannes seinen Tod: „Wenn ich gegangen bin, und einen Platz für Euch vorbereitet habe, komme ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin.“ (Joh 14,3). Gottes Präsenz unter uns und Jesu Liebe zu uns zielt auf die ewige Gemeinschaft mit ihm, in der er „alle Tränen abwischen und zu den Quellen des Lebens führen wird“ (vgl. Offb 7,17). Eigentlich ist unsere Große Erzählung also gar nicht erst die Passion Jesu, sondern die ganze Bibel, unsere ganze Geschichte mit Gott. Aber sie verdichtet sich in der Passion und Auferstehung Jesu.

3) Existenzieller Zugang

Das führt zum Zielpunkt meiner Ausführungen: der Frage nach dem existenziellen Zugang zur Passion Jesu heute. Dazu möchte ich einen neutestamentlichen Text mit ihnen betrachten, der erklärt, was die Passion für Christen bedeutet und auch, was es heißt, sich auf die Nachfolge des gekreuzigten Jesus einzulassen. Vielleicht kann man ihn als eine Art Metatext zur Großen Erzäh-

lung der Passion Jesu ansehen. Er ist in einer späten Schrift des Neuen Testaments überliefert, dem 1. Petrusbrief. Dort heißt es (2,21–25):

^{21b} Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt.

²² Er hat keine Sünde begangen und in seinem Mund war keine Falschheit.

²³ Als er geschmäht wurde, schmähte er nicht; als er litt, drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter.

²⁴ Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit. Durch seine Wunden seid ihr geheilt.

²⁵ Denn ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber habt ihr euch hingewandt zum Hirten und Hüter eurer Seelen.

Ich habe diesen Text ausgewählt, weil er ganz gut die verschiedenen Dimensionen der Bedeutung der Passion Jesu für uns Christen zusammenfasst: Gewaltlosigkeit, Sündenvergebung, Heilung, Orientierung. In alldem „Beispiel“ für das eigene Leben als Christ und Christin. Nicht alle diese Dimensionen erschließen sich heute leicht, aber um sie geht es beim „Geheimnis des Kreuzes“.

a) Gewaltlosigkeit

²² Er hat keine Sünde begangen und in seinem Mund war keine Falschheit.

²³ Als er geschmäht wurde, schmähte er nicht; als er litt, drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter.

Stellen Sie sich eine Welt vor, in der Gewalt immer mit Gewalt beantwortet wird. Vielleicht werden Sie dazu sogar sagen: „So ist das doch wirklich!!“ Manchmal mag das in der Tat so sein. Aber wenn wir genauer hinsehen, dann stimmt das ja nicht. Gäbe es nicht auch an zahllosen Orten und in zahllosen Herzen die Bereitschaft, zu verzeihen, neu anzufangen, über Verletzungen hinwegzusehen, dann würde in dieser Welt keine Familie, keine Freundschaft, aber auch kein Gemeinwesen von der politischen und religiösen Gemeinde bis zum Staat und der Weltgemeinschaft hin bestehen.

Gewaltlosigkeit ist nicht die Feigheit der Schwachen. Echte Gewaltlosigkeit erfordert sehr viel Stärke. Wer sie aufbringt, kann die Spirale der Gewalt durchbrechen. Das tut Jesus am Kreuz, und in ihm auch Gott. Er setzt sich der ganzen Niedertracht und Gewalt aus, zu der Menschen fähig sind, zu der die Menschheit als Ganzes fähig ist.

Im Schatten des Kreuzes gibt es immer einen neuen Anfang. Was das heißt, erfährt der Schächer am Kreuz, der Jesus bittet: „Gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst!“ und dem das Paradies versprochen wird (Lk 23,42f.). Sein ganzes Leben mag verkorkst gewesen sein – er muss nichts vorweisen als diese ehrliche Bitte. So mag auch die ganze Menschheit ihre verkorkste Weltgeschichte dem Gekreuzigten hinhalten und sagen: „Gedenke meiner, gedenke unser, wenn Du in Dein Reich kommst!“ Und vielleicht hat Jesus die Antwort schon gesprochen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Lk 23,34)

b) Sündenvergebung

²⁴ Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit.

Angesichts eines gesellschaftlich banalisierten Sündenbegriffs muss zunächst präzisiert werden, worum es hier geht. Sünde erfüllt den Tatbestand der „Absonderung“ – das meint das Wort „Sünde“. Und zwar einer negativen Form von Absonderung, die auf Kosten anderer oder auch auf Kosten meiner selbst geht: Ich trenne mich in Gedanken, Worten oder gar Taten von Gott, von meinem Nächsten, von mir selbst. Es handelt sich um ein Beziehungsgeschehen, nur dass es hier um die Schädigung oder sogar den Abbruch der Beziehung geht. Das kennt jeder. Und es kennt wohl auch jeder die Schwierigkeit, aus einer solchen Trennung von sich aus wieder herauszukommen. Es geht eigentlich gar nicht. Man kann sich nicht entschuldigen, denn man kann nicht die Schuld von sich nehmen, man kann nur um Verzeihung und das Erbarmen der anderen bitten. Die hebräische Bibel sieht das sogar noch radikaler. Das hebräische Wort für „vergeben“, „salaḥ“, wird in ihr nur von Gott ausgesagt. Der Umgang mit Schuld und Sünde bringt den Menschen unweigerlich vor Gott.

Die Begegnung mit dem Gekreuzigten kann mich aus diesem Dilemma befreien. „Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit.“ In diesem Satz steckt Tauftheologie. Durch die Taufe sterben wir mit Christus und werden buchstäblich neu geboren, schuld- und sündenlos wie ein Säugling. Vergebung wird geschenkt – und kann nur geschenkt werden, nicht gefordert, nicht gekauft. „Lasst uns also voll Zuversicht hintreten zum Thron der Gnade, damit wir Erbarmen und Gnade finden und so Hilfe erlangen zur rechten Zeit“, ermutigt daher der Hebräerbrief (4,16).

c) Heilung und Orientierung

^{24b} Durch seine Wunden seid ihr geheilt.

²⁵ Denn ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber habt ihr euch hingewandt zum Hirten und Hüter eurer Seelen.

Nicht nur eigene Schuld lässt uns letztlich hilflos zurück. Auch Verwundung und Krankheit. Manches kann heute die Medizin leicht heilen; anderes bleibt verletzt und unheilbar. Was die Medizin nicht kann, ist einen Sinn finden, wo sie scheitert. Was sie auch nicht kann, ist verstehen – also nicht die Krankheit verstehen, sondern das Kranksein, das Verletztsein, das zum Sterben verurteilt sein. Ein guter Arzt mag empathisch sein, aber er leidet selbst in den meisten Fällen nicht. Wer in Jesus einen Freund gefunden hat, findet auch in der Krankheit einen Leidensgenossen. Und mehr noch: Es kann als heilsam erfunden werden, seine Wunden denen des Gekreuzigten entgegenzuhalten. Die Tradition geht sogar noch weiter: „In Deinen Wunden berge mich!“ betet ein Mensch im 14. Jahrhundert. In den Wunden Jesu zeigt sich uns die ganze Empathie Gottes. Das allein kann schon heilsam sein, kann mich dazu ermutigen, mein Verletztsein überhaupt erst zuzulassen.

d) Nachfolge

^{21b} Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt.

Wer Verzeihung und Heilung erfahren hat, wird erst fähig, verzeihend und heilend mit anderen umzugehen und sie mit Gottes Erbarmen in Jesus in Berührung zu bringen. Wir sollen nicht das Kreuz auf uns nehmen um des Kreuzes willen – das ist ein Missverständnis – aber um der Menschen willen. Wer in seinem Herzen heilende Spuren Jesu trägt, kann auch selbst solche heilenden Spuren hinterlassen.

Bei euch soll es nicht so sein

Von Sr. Cosima Kiesner C^F, München

Erschienen in: Münchner Kirchenzeitung, 03.02.2019

Eindeutig gehöre ich inzwischen zu den Menschen, die die Welt nicht mehr verstehen. Um das selbst festzustellen, brauche ich nur die Zeitung aufzuschlagen und zu lesen. Dass sich Wirtschaftsbosse aufregen, wenn sie doch in die Kohle-Energie investiert haben, und nun Entschädigungen dafür fordern, aber Dieselfahrer nicht für die Investition in angeblich saubere Diesel entschädigt werden, das nehme ich kopfschüttelnd hin. Da erwarte ich ja kaum mehr etwas anderes. Aber diese Haltung, die sich darin zeigt, die finde ich immer mehr auch in den kleinen Notizen der Zeitung: Da geht einer auf eine Schulbusfahrerin los, weil sie durch die Schneeberge zu lange braucht, um die Haltestelle für die Kinder sicher anzufahren. Ein Seniorenheimbewohner tötet seinen Zimmernachbarn, weil er das Schnarchen nicht mehr erträgt. Schaulustige öffnen die Tür eines Rettungswagens, um den Verletzten besser sehen zu können und vielleicht noch ein tolles Foto zu schießen. Ja, geht es denn noch?!

Wieso machen Menschen so etwas? Denken sie sich nichts dabei? Oder tun sie einfach etwas, was sich andere ja auch erlauben? Ist das Selbstverwirklichung? Findet sich darin Sinn?

Es gibt eine kurze Rede Jesu an die Jünger, die mir genau auf solche Egoismen zugeschnitten scheint (Mk 10,43): „Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und ihre Großen ihre Macht gegen sie gebrauchen. Bei euch aber soll es nicht so sein.“ Das trifft. Wen würde Jesus heute anklagen? Die, die nachtreten, wenn einer schon am Boden liegt? Und die, die gutgläubige Rentner um ihre hart erarbeiteten Ersparnisse brin-

gen? Die, die andere belügen, betrügen, ausnutzen, unterdrücken?
Und die, die einfach sich selbst ausleben, ganz gleich, wer dabei
Schaden nimmt?

Bei uns aber, bei uns Christen, bei uns, die wir zu Christus gehören,
soll es nicht so sein!

Wie soll es aber dann sein? Was würde Jesus uns heute ans Herz
legen?

Es wäre so einfach und einer solidarischen Gesellschaft so förderlich:
Hilf dem auf, der am Boden liegt. Gönn dem anderen,
was er sich erarbeitet hat. Tu deine Arbeit zuverlässig. Achte den
anderen und respektiere seinen persönlichen Schutzraum. Es gibt
viele Möglichkeiten, es anders zu machen, miteinander und füreinander
zu leben.

Ich weiß, dass es viele gibt, die sich immer noch daran halten und
sich um ein friedliches und respektvolles Miteinander bemühen.
Ihnen gilt mein Dank und ihnen sage ich zu:
Gott hat einen anderen Blick auf die Großen, das zeigt sich an Jesus:
Ein Mensch ist groß, wenn er sich selbst zurücknehmen kann,
um einem anderen zu helfen.

So soll es unter uns sein.

Gott ist parteiisch! Aber für wen?

Von Sr. Magdalena Winghofer Cj, Nürnberg

Ansprache zur Erzählung vom armen Lazarus (Lk 16,19–31)

Gott ist parteiisch.

Das lässt sich aus den biblischen Texten, wie beispielsweise der Erzählung vom armen Lazarus, nicht weginterpretieren. Es ist ein Gedanke, der uns vielleicht fremd ist: Liebt Gott nicht alle gleich? Und es ist ein unbequemer Gedanke für uns, die wir – mich eingeschlossen – global gesehen wohl alle zu den Reichen gehören.

Und doch kommen wir nicht darum herum festzustellen: Gott ist parteiisch. Das heißt nun nicht, dass Gott nicht alle Menschen als Personen gleich liebt. Wohl aber heißt es, dass diese Liebe zum Einzelnen als Person nicht alles andere gleichgültig macht. Dass Gott sich in der Folge nicht aus dem, was zwischen Menschen geschieht, heraushält. Dass er nicht die Augen schließt, alles absegnet und mit Liebe überdeckt. Die biblische Botschaft hält fest: Er sieht. Und: Er stellt sich dazwischen. Er tritt ein, er ist parteiisch.

Aber parteiisch für wen? Ich glaube, da lohnt sich ein genauerer Blick auf dieses Evangelium. Auf den ersten Blick ist Gott auf der Seite der Armen und steht gegen die Reichen. Aber ich glaube, es geht tiefer als nur um die Frage, wer wie viel im Geldbeutel hat.

Schauen wir uns das Bild des Evangeliums noch einmal genau an, und zwar an der Stelle, an der der Reiche, nun ganz unten, aus der Unterwelt aufblickt und da oben Lazarus in Abrahams Schoß sieht. Die Geschichte setzt voraus, dass er Lazarus erkennt – er weiß, wer dieser Mann ist. Und er muss also auch wissen, dass es der ist, der vor seiner Türe lag. Über den er wohl des Öfteren

gestiegen ist, ohne ihm auch nur einen Tropfen Wasser zu geben. Jetzt dürstet er nach Wasser – und sieht Lazarus gleichsam an der Quelle liegen. Lazarus ist also derjenige, der ihm jetzt das Wasser verschaffen kann und verschaffen soll. Das heißt: Der andere wird für ihn in dem Moment und auch erst in dem Moment interessant, in dem er ihm nützlich werden kann.

Und es wird noch „besser“: Anstatt nun Lazarus anzusprechen und zu bitten, ihm Wasser zu bringen, spricht er Abraham an: Schick mir den Lazarus, der soll mir die Zunge kühlen. Und später: Schick den Lazarus zu meinen Brüdern. Schick ihn hierhin, schick ihn dorthin, lass ihn dies machen, lass ihn jenes machen. Lazarus ist für ihn reine Verfügungsmasse, über die verhandelt wird. Verhandelt zwischen Abraham, sozusagen dem obersten Chef, und ihm.

An dieser Stelle geht es nicht mehr um arm und reich im monetären Sinn. Mit ungeheurer Schärfe wird hier beschrieben, wie einer den anderen zum Objekt seiner Interessen macht. Ihn benutzt, benutzen will. Ihn für sich selbst missbraucht.

Das ist der Punkt, an dem in der Geschichte eingeschritten wird: Abraham stellt sich vor Lazarus. Er liefert ihn dem Zugriff des anderen nicht aus. Gott selbst taucht in der Geschichte nicht auf. An Abraham wird sichtbar, für wen Gott Partei ergreift: Gott ist nicht pauschal gegen die Reichen und für die Armen. Aber er stellt sich parteiisch dort vor Menschen, wo andere sie zum Objekt machen und für sich selbst missbrauchen.

Das ist nun nicht selten tatsächlich mit äußerer und materieller Ungleichheit verbunden – etwa dort, wo ich Frau Müller nicht als Frau Müller wahrnehme, sondern nur als die Putzfrau. Oder dort, wo mich die Menschen im Kongo nur insoweit interessieren, als sie das Coltan für mein neues Handy abbauen. Aber es geht darüber hinaus: Den anderen benutze, missbrauche ich auch, wo ich

eine Freundschaft nur so lange pflege, als sie mir einen Nutzen verschafft. Oder wo ich eine unangenehme Aufgabe abschiebe an den, von dem ich weiß, dass er sich nicht wehren kann oder wird.

Warum auch immer, es ist wohl eine menschliche Ur-Versuchung, den anderen für die eigenen Interessen zu benutzen, zu missbrauchen, zum Objekt zu machen. Im größeren oder im kleineren Stil, global oder im Alltag, offen oder subtil, bewusst oder unbewusst. Da hinein sind biblische Texte wie dieses Evangelium frohe Botschaft und Mahnung zugleich. Sie schenken die frohe Botschaft: Wo du benutzt wirst, vielleicht ausgeliefert bist, dich nicht wehren kannst, darfst du wissen: Du stehst nicht alleine da. Gott steht vor dir! Und er steht für dich ein!

Aber sie schenken auch die sehr deutliche Mahnung: Wo du andere benutzt für deine Interessen, wo du andere zum Objekt machst, wisse: Du stehst gegen Gott! Gott selbst wird sich gegen dich stellen.

Gebe Gott, dass er uns nicht allzu oft entgegentreten muss!

Jesus ruft die Scham vom Baum

Von Sr. Birgit Stollhoff CJ, Hannover

Erschienen: katholisch.de/ausgelegt, 02.11.2019

Ob die Rolex-Uhr einer SPD-Politikerin oder der Sturz eines korrupten CDU-Politikers – inzwischen sind die Sozialen Netzwerke der zentrale Ort, an dem oft hämisch auch persönliche Vorlieben und Widerfahrnisse öffentlicher Personen kommentiert werden.

Zu Zachäus Zeiten haben da noch das Getuschel und der ausgestreckte Zeigefinder auf der Straße ausgereicht. Genauso schmerzhaft war es wohl trotzdem. Und so muss es auch für Zachäus gleich mehrfach unangenehm gewesen sein, als Jesus ihn aus dem Versteck im Maulbeerfeigenbaum ruft: Die Leute sehen jetzt, dass er sich für Jesus interessiert und werden das kommentieren. Und natürlich das Gelächter – der kleine verhasste römische Geldeintreiber klettert auf Bäume. Und Jesus selber – kommt jetzt eine Moralpredigt?

„Scham ist ein Augengefühl, das mit dem Blick entsteht, den man auf sich ruhen fühlt.“ Diese Definition der Theologin Ulrike Wagner-Rau zeigt, wie es Zachäus gehen könnte: Zachäus schämt sich! Bei Scham geht es um Sehen und Gesehen werden, um Beziehung, Interaktion und um die ganze Person.

Warum macht Jesus das? Warum setzt er Zachäus hier den öffentlichen Blicken aus? Jesus ist in diesen Dingen Wiederholungs-„Täter“: Ob mit Aussätzigen, Blinden und selbst der blutflüssigen Frau – Jesus holt sich schämende Außenseiter immer wieder in den Blick der Öffentlichkeit. Ist das nicht missbräuchlich? Scham ist ein starkes Machtmittel. Scham kann traumatisieren.

Jesu Verhalten hier mag deshalb richtig sein, weil er in diesen Fällen deutlich macht, dass diese Selbstverurteilung, die auch in der Scham steckt, völlig unberechtigt ist. Weil Jesus die Personen durch sein beispielhaftes Verhalten wieder in die Gesellschaft zurückholen und rehabilitieren will. Dazu gehört, dass Jesus, wie bei Zachäus, auf jedes Verurteilen konsequent verzichtet. Zunächst erweist er ihm öffentlich seine Zuwendung: Er ist heute Gast bei Zachäus. Ansehen beinhaltet das Gesehen-Werden, aber es schützt die Würde der Person. Und auch später im kleinen Kreis bei Zachäus kommt keine Kritik von Jesus, kein "Wäre es nicht mal Zeit, ein besserer Mensch zu werden?". Es ist Zachäus, der sich jetzt die Freiheit nimmt zu sein, wer er immer schon ist – als Zollpächter, als Römer, mit seinen kurzen Beinen: ein guter Mensch.

Öffentlich-Machen dient – und auch das sehen wir heute in den Sozialen Medien – auch der Beendigung von Vorurteilen, gar von Missbrauch. Sei es #Metoo oder seien es die vielen Anti-Body-Shaming-Bewegungen: Hier werden auf einer öffentlichen Plattform Tabus gebrochen, die bislang dem Aufrechterhalten von Missbrauch oder falschen Körperidealen dienten. Damit geben sie den Betroffenen Freiheit und Würde zurück.

Jesus zeigt in seinem Verhalten gegenüber Zachäus einen wichtigen Unterschied auf zwischen dem beschämenden Zeigefinger oder dem liebevollen Lichtkegel auf einen Außenseiter – und ist damit aktueller denn je.

Wie von Gott reden – im Gefängnis?

Von Sr. Helena Erler C^F, München

Erschienen in: „Mitten in der Welt“, Heft 209

Als so genannte „Spätgetaufte“ fiel es mir nie schwer von Gott zu reden. Die Begeisterung über diesen Gott, der ins Leben liebt, war einfach unendlich groß. Und schon die Begrüßung gibt oft Anlass und Gelegenheit von diesem Gott zu sprechen. Denn immer, wenn ich mich als Schwester vorstelle, kommt schnell die Frage, warum ich mich für so ein (schräges) Leben entschieden habe.

Das war auch im Gefängnis oft so. Anfangs bin ich einmal die Woche ehrenamtlich hinter Gitter gegangen, um einfach da zu sein, zuzuhören und auch von meiner Hoffnung zu erzählen. Ein Jahr später habe ich das zu meinem Beruf gemacht. Inzwischen war ich in drei sehr verschiedenen Haftanstalten tätig. Ich hatte dort oft die Gelegenheit von meiner Hoffnung zu erzählen. Es gab viele spannende Gespräche, bei denen mir aber zunehmend auch die Hoffnungslosigkeit meines jeweiligen Gegenübers spürbar wurde, die mich selber Stück für Stück sprachloser und demütiger machte. Demütiger, weil mir in jedem Gespräch mehr bewusst wurde, wie viel Glück ich in meinem Leben hatte und dass Familie, Bildung und körperliche wie seelische Unversehrtheit keine Selbstverständlichkeit sind. Sprachlos machten mich die Schicksale, die ich immer wieder zu hören bekam. Zerbrochene Biografien, Menschen, denen oft von vornherein Chancen verbaut waren, ob durch menschliches oder gesellschaftliches Versagen. Jedes begeisterte Schwärmen von Gottes befreiender Liebe, von seinem Handeln in meinem Leben „schrie“ die stumme Frage meines Gegenübers zurück: „...und warum nicht in meinem Leben?“ Den Höhepunkt meiner Sprachlosigkeit erlebte ich an meinem ersten Weihnachten im Gefängnis. Ich hatte schon tagelang Hochkonjunktur bei

den Einzelgesprächen. Vielen lag das kommende Weihnachtsfest schwer im Magen. Die Einsamkeit, das Getrenntsein von der Familie, die eigene Hoffnungslosigkeit wurden angesichts der allgegenwärtigen Friede-Freude-Eierkuchen-Weihnachtsfest-Werbung mit jedem Tag noch drängender als sie es eh schon sind hinter diesen Mauern. Und nun stand ich da und sollte predigen. Sollte von Liebe und Hoffnung reden an diesem düsteren, hoffnungslosen Ort. Stammelnd habe ich das versucht. Von Ohnmacht und Zweifeln gesprochen und von der Trotzdem-Hoffnung, die übrig bleibt, weil Aufgeben keine Alternative ist. Weil Licht eben doch stärker ist als Dunkelheit.

Ich kann mich nicht entsinnen, dass mich nachher jemand auf die Predigt angesprochen hat, aber ich habe einige Male gehört: Schön, dass Sie heute hier bei uns waren!

Da wurde mir klar: das Dasein und Dableiben ist es, was zählt. Worte braucht es oft erst viel später. Und diese Erfahrung habe ich dann öfter gemacht: das einfache Dasein und Mit-Aushalten in dieser Situation, oft auch sprachlos, ist etwas Kostbares. Gott wird durch mein Dasein erfahrbar. Dieser menschenfreundliche Gott, der nach seinen Geschöpfen sieht und jedes von ihnen beim Namen kennt.

Im Gefängnisalltag hieß das, ein Stück Leben miteinander zu teilen: bei den vielen kurzen Begegnungen auf dem Flur über das Wetter oder die Entenküken im Hof zu schwatzen, bei einer Tasse Kaffee über die neuesten Nachrichten zu diskutieren oder beim Gucken in die Kochtöpfe über die besten Rezepte zu fachsimpeln und natürlich auch nachzufragen, wie es zu Hause steht, wie die Verhandlung gelaufen ist, wie der Besuch der Kinder war. Ein Stück Normalität, Begegnungen auf Augenhöhe, die diese Männer für einen Moment ein Stück froher und freier werden ließen.

Oder die Begrüßung. Am besten mit Namen und mit Handschlag, denn beides ist nicht üblich im System Justizvollzug. Hier gilt eigentlich Anonymität und Distanz. Der Mörder, dieser Drogi – die Reduzierung auf die Tat hilft vielen, die hier leben und arbeiten, innerlich den Abstand zu den anderen zu halten. Distanz kann auch ein Schutz sein, die Not, die Hoffnungslosigkeit und manchmal auch die Ungerechtigkeit nicht an sich ran zu lassen. Einen mitleidenden Gott durch mein Dasein erfahrbar zu machen bedeutet dann auch, dass ich mich berühren lasse durch die Lebensgeschichten und die aktuelle Situation dieser Menschen. Das bedeutet, auch mal Partei zu ergreifen, wo Ungerechtigkeit auftaucht oder die Würde der Männer mit Füßen getreten wird.

Und das heißt, erfahrbar zu machen, dass dieser Gott mitten unter uns ist, wenn zwei oder drei in seinem Namen zusammen sind. Das passierte beim Bibelkreis, aber auch in der Rosenkranzgruppe – eine meiner Lieblingsgruppen. Hier wurde Gebet und Glaube ganz praktisch und handfest greifbar, wenn die Männer ihre Rosenkränze selber gebastelt haben. Kaum einer wird ihn tatsächlich später als Rosenkranz gebetet haben, aber es ist schon ein Bekenntnis, ihn offen am Hals zu tragen. Manchen gibt er Halt bei der Verhandlung und oft wurde er geschätzt als selbst gemachtes Geschenk für Mutter, Frau oder Tochter. Berührend war für mich jedes Mal das Basteln selber – immer nur in kleiner Runde – maximal vier Männer. Alle waren eifrig dabei die Knoten zu lernen und Perlen abzuzählen, und dabei entstanden schnell ganz offene und persönliche Gespräche über die Familie draußen, die Sorge vor der nächsten Verhandlung oder aber auch mal über Wut und Scham angesichts der Behandlung hier. Man stärkte und ermutigte sich untereinander. Und die, die fingerfertiger waren, halfen den anderen. Junkies, die manchmal mit ihren zitternden Händen kaum die Schnur halten konnten und oft kurz vorm Verzweifeln waren, bekamen Hilfe. Alle warteten, bis auch der Letzte fertig war und gingen am Ende, gestärkt durch dieses Miteinander und

mit vor Stolz geschwollener Brust, zurück auf ihren Haßraum. Jeder mit einem ganz individuellen Rosenkranz um den Hals. Für manchen von ihnen war es das Erste, was er in seinem Leben zu Ende gebracht hat.

Ein Gott, der im Miteinander- und Füreinander-Dasein erfahrbar wird – und notfalls auch in Worten.

Impuls

Von Sr. Johanna Schulenburg CF, Wien

Erschienen in: *JESUITEN (Österreich)*, Heft 3/2019

Wenn man die täglichen Nachrichten hört, könnte man an der Welt verzweifeln: Kriege, Klimakrise, ertrinkende Flüchtlinge, Handelskriege, politische Polarisierungen ... die schlechten Meldungen hören nicht auf. Man könnte meinen, dass sich alles immer nur zum Schlechteren entwickelt oder dass sich über die Jahrhunderte alles immer wiederholt – beides Erklärungsmodelle ohne Ausweg.

Oder man macht es wie Jesus Christus und verkündet die Freudenbotschaft, dass das Reich Gottes nah ist – trotzdem!

Ist das naiv? Dann war vielleicht auch Jesus naiv. Die Welt zu seiner Zeit war auch nicht heil. Seine Umwelt war geprägt von sozialer Ungerechtigkeit, Ausgrenzung, Unterdrückung. Aber Jesus setzte Zeichen. Zeichen der Hoffnung, dass das Reich Gottes schon mitten unter uns ist (Lk 17,21). Er heilte Kranke, aß mit Sündern, berührte Aussätzige und verkündete die barmherzige Liebe Gottes, die jedem Geschöpf ausnahmslos und bedingungslos gilt. In Jesus Christus selbst ist das Reich Gottes mitten unter den Menschen da. Er selbst ist verbunden mit dem innersten Wesen Gottes, das die Liebe ist. Damals – und heute. Und er lädt ein, ihm darin nachzufolgen.

Die Begegnung mit der Person Jesu Christi lässt Orientierung und Halt finden, wo sonst nur Ausweglosigkeit wäre. Um es mit den Worten von Papst Franziskus zu sagen: es ist nicht das Gleiche, Jesus kennen gelernt zu haben oder ihn nicht zu kennen. Schwierige Bedingungen ändern sich dadurch nicht, aber die Haltung, in der man ihnen begegnen kann, ist eine andere. Herstellen lässt sich diese Erfahrung nicht, aber wer sie kennt, kann von ihr erzählen.

Der Christus von Kottlingwörth (um 1313)

Siehe, ICH mache alles neu. (Offb 21,1-7)

Von Sr. Barbara Kusche, Neuburg an der Donau

Heute möchte ich Sie ins kleine Dörfchen Kottlingwörth mitnehmen. Es ist sozusagen eines der Tore zum romantischen Altmühltal. Und die große Kirche mit ihren beiden behäbigen Barocktürmen grüßt wie eine Einladung: Komm und sieh! Ich habe mich einladen lassen und bin in überraschende Begegnungen geführt worden.

Der ursprüngliche Teil der Kirche ist über 900 Jahre alt. Heute ist es die Taufkapelle, ein kleiner quadratischer Raum, der in der oberen Hälfte ganz mit farbigen Fresken ausgemalt ist. Hier be-



gegnete ich zuerst dem jungen Märtyrer Vitus. In drastischen Bildern wird von seinem Martyrium unter Diokletian (304) erzählt. Wie er zuerst in einen glühenden Ofen geschoben wird. Doch der Engel Gottes geht rettend mit ihm. Danach schaut man, wie Vitus mit seinen Pflegeeltern an Pfählen gemartert wird. Zuletzt steht er vor dem Kaiser, bekennt seinen Glauben an Jesus Christus und wird schließlich enthauptet.

Der hl. Vitus zählt zu den 14 Nothelfern und er ist der Patron der Blinden, Ertaubten

und Stummen. Sie rufen ihn an, nicht weil er selbst blind, taub und stumm gewesen wäre, sondern im Gegenteil ein Sehender, Hörender, Sprechender, der Zeugnis abgelegt hat für das, was er sah, hörte und glaubte. Was aber sah, hörte und glaubte er? Auch das hat der Maler in der Kapelle dargestellt.

Vitus glaubte dem Zeugnis der Apostel, die die Worte und Taten Jesu überliefert haben. Direkt unter seinem Bekenntnis vor dem Kaiser begegne ich den beiden Apostelfürsten Petrus mit dem Schlüssel und Paulus mit dem Schwert. Und in einem langen Band nach rechts und links setzt sich die Apostelreihe fort. Schon als Kind hatte Vitus die frohe Botschaft von Jesus Christus gehört und mit seinem Herzen nahm er wahr: Gottes Reich ist mitten unter uns gegenwärtig. Es lärmt nicht und schreit nicht, wie das stille Licht entfaltet es sich einfach. Vitus spürte das zutiefst trotz der heftig lauten Christenverfolgung. Er glaubte dem Zeugnis der Apostel, die den Weg mit Jesus gegangen waren bis in den Tod: Petrus und Johannes, Jakobus, Andreas und alle anderen. Sie gaben ihm Orientierung auch auf seinem Leidensweg.

Weil sie treu geblieben waren, hatten sie gnadenvolle „schwere“ Seelen, die auf der Seelenwaage des Erzengels Michael auf der linken Kapellenseite nach unten gedrückt wurden. Kein Teufel konnte sie leichter machen, um sie in den Höllenschlund zu ziehen. Unversehens begegnete ich hier auch dem Jüngsten Gericht. Und dabei erinnerte ich einen mir hilfreichen Rat des hl. Ignatius von Loyola für Lebenssituationen, in denen es darauf ankommt, die richtige Unterscheidung zu treffen. Wenn ich nicht weiß, wie ich mich recht entscheiden soll, dann rät Ignatius: Stelle dir deine letzte Stunde vor, deine Begegnung mit dem HERRN und frage dich: Wie will ich da entschieden haben in dieser wichtigen Sache. In der Regel weiß ich dann, was ich zu tun oder zu lassen habe.

Als mein Blick in der Kapelle dann weiterwanderte nach oben ins niedrige Kreuzgratgewölbe, da entdeckte ich das eigentliche Fundament des Glaubens, Schauens und Hörens der Apostel und des jungen Vitus. Da begegnete ich Jesus Christus, dem Auferstandenen und bin ganz still geworden in der Zwiesprache mit IHM. Schließlich habe ich ihn fotografiert.

Jesus Christus sitzt auf seinem Thron, umgeben von der roten Mandorla der Liebe. Aus Liebe ist er Mensch geworden für uns, für mich. Sein ganzes Wesen ist Liebe und ich höre sein Wort: „Siehe, ich mache alles neu. Deine Tränen wische ich ab, denn immer wieder gibt es etwas zu beweinen: die Krankheit, die dich getroffen hat; die Enttäuschung über einen Menschen, mit dem du verbunden bist; der liebe Angehörige, der viel zu früh verstorben ist.“ – Das tut weh. Das sind Wunden der Seele. Der Christus von Kottlingwörth ist selbst ein Verwundeter. Er versteht das Leid des Vitus und auch mein Leid. In seinen Wunden kann ich es bergen. Gerade sie sind ja die Erkennungsmerkmale, als Jesus nach seiner Auferstehung die Freunde besucht: „Er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite“ (Joh 20,19–22) Jesus lebt und stirbt solidarisch mit uns, um uns das neue, das ewige Leben zu schenken. „Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen“, heißt es weiter im Text. Im Schauen auf den verwundeten und auferstandenen Herrn kehrt überraschend Freude ein ins Herz. Und das Schauen wird für die Apostel zum Hören: „Friede sei mit euch!“ sagt Jesus und auch: „Empfangt den Hl. Geist!“ Wie Feuerfunken des Geistes, so strömt es aus den Wundmalen Jesu, aus seinen Händen, Füßen und aus seiner Seite. Der Hl. Geist ist zugleich Feuer und Frieden. Und er ist das Geschenk Jesu an uns, an mich, inmitten dieser friedlosen Welt. Jesu Frieden, den er uns je neu zuspricht. Er ist kostbare Gabe, die wir weiterschenken dürfen an alle, mit denen wir das Leben teilen.

Ja, mit offenen Armen beschenkt uns Christus. Nichts hält er zurück von der Fülle seines Lebens: „Wer durstig ist, den werde ich umsonst aus der Quelle trinken lassen, aus der das Wasser des Lebens strömt.“

Mir ist dieser Christus in der Vituskapelle von Kottlingwörth zur Einladung geworden, immer wieder die Begegnung mit ihm zu suchen. Besonders am Tagesanfang und -ende schaue ich Christus an und spreche mit ihm über meine Erlebnisse, meine Freuden und Ängste, über die vielen Fragen und Zweifel, die mich umtreiben, über meine Hoffnungen und über meine tiefste Sehnsucht... Und dann höre ich ihm still zu, lasse mich von seiner zarten Berührung segnen und heilen, lasse seine Augen still ruhen auf den meinen und weiß mich geborgen in seiner tragfähigen Liebe, die auch Vitus schließlich hinüber getragen hat in die nicht endende Begegnung mit ihm.

Asche – Glut – Feuer

Von Sr. Beate Neubert Cj, Bamberg

Feuer, nichts als Feuer! Flammen, hell und hoch, aber auch Holz, Bäume, die von den Flammen verzehrt werden. Ein schönes Bild?

Es spricht für Lebendigkeit, Licht, Wärme. Es tut gut, es anzuschauen. In der Wirklichkeit möchte man dem aber nicht zu nahe kommen...

Hat diese Darstellung etwas mit meinem Glauben zu tun? Ist er so lebendig, so licht, so Wärme ausstrahlend?



Im 2. Brief an Timotheus, verfasst von einem Schüler des Paulus, heißt es: „*Entfache die Gnade Gottes wieder!*“ Das griechische Wort für „entfachen“ bedeutet wörtlich „wieder zur hellen Flamme anfangen“. Das Bild führt uns in eine Zeit, in der es wichtig war, dass am Morgen unter der Asche noch ein wenig Glut vorhanden war, die wieder zu einem Feuer entfacht werden konnte. Daher musste die Hausfrau dafür sorgen, dass ein wenig Glut die Nacht überdauert: ein einprägsames Bild für den Glauben unter wechselnden Bedingungen.

Das Christentum sei ausgebrannt, nur noch Asche, hört man heutzutage sagen – vor allem im Blick auf die Kirche in unseren

Breiten. Das behaupten nicht nur Kirchenkritiker. In seinem letzten Interview sagte Kardinal Martini (gestorben im August 2012): „Ich sehe viel Asche, die in der Kirche über der Glut liegt, dass mich manchmal Hoffnungslosigkeit bedrängt. Wie können wir die Glut von der Asche befreien, sodass die Liebe wieder zu brennen beginnt?“

Das ist eine bittere, schonungslose Diagnose!

Mary Ward (1585–1645) hat in einer sehr zerrissenen Zeit gelebt, in der der Glaube nicht weniger angefochten war als heute. Sie sagt jedoch:

„Die göttliche Liebe gleicht einem Feuer, welches sich nicht einschließen lässt; denn es ist unmöglich, Gott zu lieben und sich nicht zu bemühen, seine göttliche Ehre auszubreiten.“

Wie lässt sich die göttliche Ehre ausbreiten?

Wie kann die Glut unter der Asche wieder angefacht werden?

Nicht umsonst ist ein Symbol für den Hl. Geist das Feuer.

Ich darf mich immer wieder fragen:

Wovon bin ich begeistert?

Was entflammt mich in meinem Inneren?

Wo spüren die Menschen um mich herum: Ja, die/der hat Feuer gefangen?

Was trägt mich als Christin, als Christ – gerade im Orden?

Wenn wir eine positive Antwort gefunden haben, uns diese immer wieder bewusst machen und geduldig und beständig daraus zu leben versuchen, werden wir selber zur frohmachenden Botschaft, geben wir das Feuer weiter, das wir empfangen haben.

Eines sollten wir nicht vergessen: Es gibt viel mehr Menschen als wir ahnen, die auf der Suche nach dem Sinn des Lebens sind. Sie suchen nicht die Asche, sondern das Feuer.

Den Lichtspuren in meinem Leben nachgehen

Von Sr. Christa Huber CF, Wien

Ein Tagesrückblick-Gebet

1. Mit einem „Lichtblick“ beginnen

Wo leuchtet gerade etwas auf, das mich dankbar stimmt?

„Gott meines Lebens, ich werde mir bewusst, dass alles – auch ich selbst – ein Geschenk ist von dir!“

2. Um Offenheit und Licht bitten

Gegenwärtig werden – Gott ist da – ich bin da.

Ich bitte um Gottes Licht für mich und mein Leben.

„Gott meines Lebens, öffne meine Augen und Ohren, um mein Leben in deinem Licht zu sehen. Schenke mir Offenheit und Ehrlichkeit mir selbst gegenüber.“



3. Mein Leben beleuchten

So gehe ich – mit Gott – meinem Tag entlang: Orte, Begegnungen, Erfahrungen... – was habe ich erlebt? Gefühle und Empfindungen... – wie ist es mir ergangen?

Erfahrungen von Gottes Liebe – Lichtspuren – Schattenbereiche... Aufmerksam werden auf das Heilige in meinem Leben...

4. Mich in Gottes heilsames Licht stellen

Ich vertraue mich Gott an – mit dem, was in mir ist: was mich freut oder traurig stimmt, was schmerzt oder wonach ich mich sehne...

Zeit für ein Zwiegespräch – mit Gott, mit Jesus, mit Maria...

5. Der Liebe Gottes trauen

„Gott meines Lebens, lass mich mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Schenke mir Gelassenheit und Entschlossenheit für die nächsten Schritte. Ich schaue auf morgen: auch dort wirst du mit mir sein.“

„Fürchte dich nicht, ich habe dich beim Namen gerufen“ (Jes 43,1)

Ignatius von Loyola nennt das Gebet des Tagesrückblicks „die wichtigste Viertelstunde“ des Tages. Die Engländerin Mary Ward, die in der Spiritualität des Ignatius lebte, hat ihren „Schatz“ darin gefunden, alle Dinge in die Beziehung mit Gott zu bringen.

„O mein Gott, wie freigiebig bist du und wie reich sind die, denen du deine Freundschaft schenkst“

Unsere Autorinnen:

Sr. Ursula Dirmeier CJ ist Pastoralreferentin und arbeitet derzeit als Oberin der Bamberger Schwesterngemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

Sr. Helena Erler CJ ist Provinzassistentin und studiert Religionspädagogik im Fernstudium. Die letzten Jahre war sie in den Bereichen Gefängniseseelsorge und Sozialpastoral tätig.

Sr. Christa Huber CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus und Verantwortliche für die Berufungspastoral in der Congregatio Jesu.

Sr. Cosima Kiesner CJ ist Provinzoberin der Congregatio Jesu und Leiterin des ZENTRUM MARIA WARD.

Sr. DDr. Inga Kramp CJ ist Dozentin für Biblische Theologie am Theologisch-Pastoralen Institut der Diözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier.

Sr. Barbara Kusche CJ arbeitet als Exerzitienleiterin im „Haus der Begegnung“ in Neuburg/Donau mit und leitet zusammen mit Sr. Judith Winkler CJ die Gefährtinnen.

Sr. Beate Neuberth CJ sieht ihre Hauptaufgabe in der fast täglichen Kirchenpräsenz in der Bamberger Institutskirche, gibt auf Wunsch Kirchenführungen und überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale.

Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus (Wien) und Noviziatsleiterin der Congregatio Jesu.

Sr. Birgit Stollhoff CJ ist Leiterin des Jugendpastoralen Zentrums TABOR in Hannover, studiert Theologie im Fernstudium und koordiniert die Öffentlichkeitsarbeit der CJ. Von Hause aus ist sie Juristin und war lange in der Medienarbeit tätig.

Sr. Hililtrud Wendorff CJ ist Koordinatorin der Online-Exerzitien (Sf/CJ), Mitglied des Beratergremiums im UN-Büro von IBVM und CJ und gehört zur Mitlebekommunität Mamre.

Sr. Magdalena Winghofer CJ ist Stadtjugendseelsorgerin und BDKJ-Präses in Nürnberg und gehört zur Mitlebe-Kommunität Mamre in Nürnberg.

Ein Wort zum Abschluss



Liebe Leserinnen und Leser
von *Spiritualität konkret*,

wir durften bereits in *Spiritualität konkret* die vielfältigen Bereiche, in denen die Schwestern der Congregatio Jesu arbeiten, leben und sich engagieren beschreiben.

Mit großer Freude können wir mitteilen, dass für die zu erbauende Sekundar-Schule in Mbizo Kwekwe inzwischen der *Bauabschnitt 1* zum Januar 2020 fertiggestellt werden konnte, finanziert von Congregatio Jesu England.

Bauabschnitt 2 wird ab Februar 2020 begonnen, für den wir 400.000 € mit Hilfe unserer Spender aufbringen konnten, innerhalb der Mitteleuropäischen Provinz der Congregatio Jesu, wofür wir allen Spendern sehr herzlich danken.

Der Verwaltungsbau konnte inzwischen auch fast fertiggestellt werden – lt. Plan für 195.000 €, wovon wir bereits 161.000 € überwiesen haben.

Bauabschnitt 3 folgt zum Schluß – Gesamtfertigstellung soll 2024 sein, hier sorgt die Region Simbabwe für die Spenden – was aufgrund der schwierigen Verhältnisse in Simbabwe sehr schwer sein wird. Die Gesamtkosten aller Gebäude werden sich auf ca. 1.580.000 € belaufen.

Wenn Sie dieses Gesamtprojekt unterstützen möchten, spenden Sie auf unser Missionskonto mit dem Vermerk *Neubau Sekundarschule* bei der

—>

Pax-Bank eG · Congregatio Jesu MEP

BIC: GENODED1PAX · IBAN: DE24 3706 0193 4001 1680 16

Mit herzlichem Gruß und Dank auch im Namen
der Mitschwestern von Simbabwe

M. Gonzaga Wennmacher CJ

M. Gonzaga Wennmacher CJ

Fundraising Simbabwe



*Der 1. Bauabschnitt der Mary Ward High-School, wie sie offiziell heißt.
Die beiden folgenden Bauabschnitte werden entsprechend aussehen.*



Das ist der Verwaltungsbau.

*Ansprechpartnerin: Sr. Gonzaga Wennmacher CJ,
Institutstraße 3, 81241 München, Tel. (0 89) 82 99 42-40
gonzaga.wennmacher@congregatiojesu.de*

*Für Spenden in jeder Höhe wird eine Spendenbescheinigung ausgestellt, wenn
die Adresse des selbst überweisenden Spenders auf dem Überweisungsträger
vermerkt ist.*

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © März 2020 · Ausgabe 8

Projektleitung: Helena Erler CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 089 920 754-124

zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Fotos: Sr. Barbara Kusche (S. 56) Sr. Beate Neuberth (S. 25),

Photocase (S. 63), Shutterstock (Umschlag)

Illustration: Sr. Beate Neuberth (S. 60)

ISSN 2199-1634

